Geisteskultur

Monatshefte der Comeniusgesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von Ludwig Keller
Herausgegeben von Artur Buchenau

35. Jahrgang - Drittes Heft
März 1926

Berlin und Leipzig 1926
Verlag von Walter de Gruyter & Co.

Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Begründet 1892 von Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller

Vorsitzender: Oberstudiendirektor Dr. Buchenau, Charlottenburg 5, Schloßstraße 46

Die Mitgliedschaft wird durch Einzahlung von 20 Goldmark erworben. (In- und Ausland.) Die Beitragszahlung kann erfolgen:
1. auf das Konto der Comenius-Gesellschaft bei dem Postscheckamt Berlin Nr. 21295
2. direkt an die Geschäftsstelle der C.-G. in Berlin W 10, Genthinerstr. 38 i. H. Walter de Gruyter & Co.
3. bei jeder Buchhandlung in Form des Zeitschrift-Abonnements.

Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift **kostenlos**. Sie erscheint jährlich etwa in 12 Heften. Die Hefte sind auch einzeln käuflich.

35. Jahrgang **Inhalt:** **Heft 3**

Die Manuskripte sollen paginiert, nur einseitig beschrieben sein und einen Rand freilassen. — Nachdruck ganzer Aufsätze ist, ohne besondere Erlaubnis, nicht gestattet. Dagegen können einzelne Abschnitte, bei genauer Quellenangabe, auch wörtlich übernommen werden.

Jährlich erscheinen 10 bis 12 Hefte. **Preis des Jahrgangs M. 20.—.**

Von der Archäologie der menschlichen Seele.

(Eine kritische Darstellung Hall-Freudscher Theorien.)

Von Alfred Kühnemann.

Das Prinzip vom Parallelismus der Entwicklung des menschlichen Individuums und der ganzen Menschheit ist zu den verschiedensten Zeiten des geistigen Lebens ausgesprochen worden. H. Vaihinger hat in einer sehr aufschlußreichen Jugendarbeit[1]) das Auftreten der allgemeinen Idee dieses Parallelismus mehrere Jahrhunderte hindurch verfolgt. Im allgemeinen blieb man — und das trifft auch für die sogenannte Kulturstufentheorie der Herbart-Schüler zu — bei einem kulturhistorisch orientierten Vergleich stehen, d. h. man zog eine Parallele zwischen der Entwicklung des Kindes und dem im großen korrespondierenden Fortschritt in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte. P. Natorp[2]) wandte sich entschieden gegen jede Verbreiterung und Differenzierung dieses Prinzipes, vor allem gegen die Zumutung Zillers, daß das Kind in ein paar Jahren die Jahrtausende der Menschengeschichte durchleben solle. Für ihn war das Prinzip nur von heuristischem Werte, insofern der Gedanke brauchbar war, daß unter den Denkmälern vergangener Kulturstufen Erscheinungen auftreten, die für jede normale kindliche Entwicklung typisch und vorbildlich sind.

Einen tieferen Sinn legte Goethe diesem Parallelismus in seinem bekannten Ausspruch[3]) bei, daß die Jugend immer wieder von vorn anfangen und das Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen müsse. Ohne Zweifel deutet er bei Goethe — in Analogie zur Pflanzenmetamorphose[4]) — die Bedingungen eines Bildungsprozesses an, den die Natur aus einem einheitlichen Prinzip heraus erzielt, das die verschiedenen Bildungsphasen des Kindes durchdringt, wie es andererseits den Entwicklungsstufen der ganzen Menschenrasse zugrunde liegt. Die Fortführung dieser Auffassung bei Schelling und den Romantikern wurde durch das mechanistische Denken im Zeitalter des Evolutionismus unterbrochen. Dem Prinzip des Parallelismus wurde jetzt ein naturwissenschaftlicher Inhalt gegeben. Der Entwicklungsgedanke im biologischen Sinne bildete sich zu einem Universalprinzip aus, und der Glaube, daß man eine ununterbrochene Kette von den niedersten Formen an bis zu den ent-

[1]) H. Vaihinger: Naturforschung und Schule. Köln und Leipzig 1889.
[2]) P. Natorp: Sozialpädagogik. S. 328.
[3]) Eckermanns Gespräche mit Goethe. Herausg. E. Höfer, Leipzig 1913. S. 189.
[4]) Vgl. Friedrich Gundolf: Goethe. Berlin 1917. S. 379.

wickeltsten Organismen aufstellen könne, wurde auch auf das seelische Gebiet übertragen. Der Gedanke eines Stammbaumes der Seele brach sich Bahn, und in Anlehnung an das bekannte Haeckelsche biogenetische Grundgesetz von der leiblichen Entwicklung wurde auf seelischem Gebiet ein Rekapitulationsgesetz postuliert, welches besagt, daß die geistige Entwicklung des Kindes rein kausal-mechanisch die der ganzen Rasse wiederhole. Dem Studium einer Archäologie der Seele war damit Tür und Tor geöffnet.

Der Begründer der gekennzeichneten Psychogenese ist der Amerikaner Stanley Hall[1]) in Worcester, Mass. Zu Darwins Tätigkeit, der das Dogma von der Konstanz der Arten der zoologischen Systematiker zu Fall gebracht hatte, will er eine Ergänzung schaffen, indem er versucht, die starren Seelenbegriffe, wie sie bisher üblich waren, flüssig zu machen und in Entwicklungsreihen aufzulösen. Die Seele ist kein „Ding ohne Geschichte" mehr, sie trägt Spuren ihrer Abkunft an sich. „Setzen wir nicht", so meint Hall, „die Seele herab, wenn wir annehmen, daß sie weniger zusammengesetzt oder weniger mit Triebkräften früherer Entwicklungsstufen ausgestattet sei als der Körper, der im Fruchtwasser gleich einem Fisch seine vorgeburtlichen Stadien entfaltet und Spuren primitiver Kiemenspalten das ganze Leben hindurch trägt?" Die menschliche Seele ist erst dann vollständig erklärt, wenn gezeigt werden kann, wie sie geworden ist. Als Faktoren der Entwicklung werden aus der Biologie nunmehr die Grundbegriffe Vererbung, Anpassung, Kampf ums Dasein, Selbsterhaltungstrieb usw. übernommen. Auch die vergleichende Methode der Psychogenese stammt aus der Biologie, und es wird der Versuch gemacht, das Seelenleben der Tiere, der primitiven Menschen und der Kinder in den allgemeinen Entwicklungszusammenhang des Seelischen hineinzustellen.

Es scheint eine Eigenart angelsächsischen Denkens zu sein, die Güte einer Theorie nach ihrer Allgemeinverständlichkeit zu werten. Und nichts schmeichelt so sehr dem gesunden Menschenverstand wie eine solche evolutionistische Denkweise, die eine einfache und klare Theorie des menschlichen Geistes liefern will, von deren Zuverlässigkeit sich alle überzeugen können. Hall meint, daß sich deshalb eine Entwicklungslehre, wie sie von Spencer und Darwin in großartiger Einseitigkeit vorbereitet worden ist und von ihm zu Ende geführt werden soll, auch am besten für die nationale Philosophie einer Demokratie eigne, da sie nicht von einem mystischen oder esoterischen Einblick abhänge(?).

Das Prinzip der Vererbung führt Hall folgerichtig auf die Vermutung, daß der Mensch in seinem Seelenstammbaum eine durchgehende Verwandtschaft mit den Tieren zeigen müsse. „Im allgemeinen sind wir ihre realisierte Entelechie, sie sind der Schlüssel, durch den wir allein viele Mysterien unseres eigenen Ursprunges und unserer Natur erschließen." Hall glaubt deshalb, daß eine Charakterologie des Menschen an diesen Dingen nicht vorübergehen könne,

[1]) Adolescence. New York 1922. Educational Problems. New York 1911. Life and Confessions of a Psychologist. New York 1923. Hall-Stimpfl: Ausgewählte Beiträge zur Kinderpsychologie. Altenburg 1902.

und daß es sicher zu sein scheint, daß einige Komponenten des menschlichen Charakters einfach als ererbte tierische Willensimpulse aufgefaßt werden können, die sich im Menschen als unbewußte, instinktive Züge offenbaren und seine Handlungen determinieren. Er gibt allerdings selbst zu, daß es schwierig sein wird, mit einem solchen Material eine Individualpsychologie zu betreiben. Es wird nur möglich sein, ein allgemeines psychonomisches Gesetz zu bewahrheiten, daß „wir in unseren tieferen, mehr emotionalen Anlagen von den Lebensgewohnheiten und -gesetzlichkeiten einer unzähligen Schar von Vorfahren beeinflußt werden, die gleich einem flüchtigen Schwarm von Zeugen überall in unserem Leben gegenwärtig sind und deren Geflüster in den Kammern unserer Seele widerhallt."

Hall nennt solche Seelenelemente hereditären Ursprunges „Psychophore" oder „Träger geistiger Erbschaft" und spricht ihnen eine direkte Beeinflussung des menschlichen Seelenlebens zu, besonders eine Determinierung instinktiver Handlungen, Gewohnheiten und Automatismen. Er vergleicht die Fülle dieser Psychophore mit einem „submerged continent", ein anderes Mal mit „a mine of untold wealth" und sagt wörtlich: „Unsere Seele ist in all ihren Teilen von schwachen Andeutungen, Elementargeistern erfüllt, die plötzlich in irgendeinem Augenblick unseres individuellen Lebens vorbeihuschen und dann verschwinden wie ein undeutliches und kaum hörbares Gemurmel aus einem großen Leben, das ungestüm und heftig verlief und reichlich mit Zwischenfällen und Einzelheiten durchsetzt war, die heute nichts mehr sind. Ein flüchtiger Automatismus ist vielleicht das einzige Überbleibsel dieser höchst zentralen Erfahrungen vieler Generationen."

Gelegentlich nennt Hall diese im Unbewußten liegenden und wirksamen Elemente auch Archäopsychismen und spricht in einem solchen Zusammenhange von einer Archäologie der Seele. Schicht auf Schicht hat sich gleichsam wie bei geologischen Prozessen in der menschlichen Seele abgesetzt. Die unteren Lagen gehören einer Epoche an, die der Bildung des Bewußtseins voranging, die oberen einer solchen, die den Intellekt hat emporschießen lassen. Aber alle diese Schichten ruhen nicht, es geht ein Verschieben und Verlagern mit ihnen vor, so daß plötzlich Erinnerungen, Gefühle, Impulse aus grauer Vorzeit ans Tageslicht gefördert werden können.

So werden z. B. die realen oder traumhaften Empfindungen des Gleitens, Schwebens und Fliegens als ein schwaches atavistisches Echo der Rückerinnerung an den ursprünglichen Aufenthalt in der See gedeutet (sic!). Andere instinktive Gefühlsäußerungen weisen auf eine Zeit hin, wo die höheren Tiere das Meer verließen und auf die Kontinente übersiedelten. Jedenfalls sei denkbar, daß die Wirkung des Wasseraufenthaltes in einer relativ langen Zeit sich noch heute fühlbar machen müsse und z. B. in schwachen Spuren von von Furcht und Liebe zum Wasser ihren Ausdruck finde. Die unerklärliche Leidenschaft der Kinder, mit Wasser zu spielen, decke eine solche uralte Neigung wieder auf. „Der Gedanke an die Rückkehr zum alten Element", so entwickelt Hall phantasievoll weiter, „verstärkt sich zuweilen plötzlich zu einem

gebietenden und unbezähmbaren Triebe, wenn die alte Neigung, gleich einer Eruption, da durchbricht, wo die oberen Schichten dünn oder ungleichmäßig sind. Die Frauen geben bei Selbstmord dem Ertrinken den Vorzug vor anderen Todesarten und zwar viel häufiger, als dies bei den Männern der Fall ist, weil sich in der weiblichen Organisation die alten Einflüsse länger erhalten haben als in der männlichen."

Die Mächtigkeit und Stärke der einzelnen Seelenschichten nimmt nach Hall nach dem Bewußtseinsstadium hin mehr und mehr ab. Der Intellekt selbst repräsentiert eine letzte und wenig stabile Schicht. Er schwankt sehr nach Intensität und Richtung mit Alter, Geschlecht und Umgebung und kristallisiert sich in Individualitäten, während die Instinktgefühle aus den unteren Seelenschichten viel breiter und tiefer angelegt sind und mehr die gemeinsamen Züge der ganzen Rasse umfassen.

Unsere menschliche Seele ist also, phylogenetisch betrachtet, weit mehr, als heute individuell in Erscheinung tritt. Im besonderen ist das bewußte Seelenleben des Erwachsenen nur ein Fragment, das aus der Seelenwelt der Rasse herausgebrochen worden ist. Ideell betrachtet aber schließt nach Hall jede menschliche Seele die Fähigkeit ein, alle Erfahrungen und Regungen der Rasse von Anbeginn an zu umfassen, die in ihr als Archäopsychismen schlummern. „Mit Bezug auf diese allein ist der Mensch ein Mikrokosmus, der gleichsam die breite Totalität der menschlichen Erfahrung widerspiegelt." Der Makrokosmus findet so in diesem virtuellen menschlichen Seelenleben sein Abbild, und es ist bemerkenswert, wie hiermit neuplatonisch-mystische Gedankengänge der deutschen Renaissancephilosophie ins Biologische umgebogen worden sind. Die Lehre von der Analogie zwischen Makrokosmus und Mikrokosmus führte Paracelsus bekanntlich auf die erkenntnistheoretische Folgerung, daß der Mensch alle seelischen Kräfte der Welt in sich enthalte und daß darum die Analyse seiner Seele zugleich eine Analyse der geistigen Welt überhaupt in all ihren Ausgestaltungen sei.

Aber während für den Neuplatoniker die Einheit der Persönlichkeit ihren letzten Zusammenschluß im Göttlichen findet, aus dem sie heraus geschaffen ist, muß eine Persönlichkeit im biologischen Sinne die Tendenz zeigen, sich in disparate Teile aufzulösen. Wie ein Produkt der Vererbung mit dem ganzen Ballast von Erbgütern zu einer Synthese zu bringen ist, wird von Hall nicht weiter erörtert, obgleich es das Wichtigste ist. Die Biologie versagt hier wie auf allen anderen Gebieten der Psychologie, wo es sich um die Erfassung einer seelischen Einheit aus einem organischen Prinzip heraus handelt.

Die Seele bleibt „a product of heredity", „a quantum and direction of vital energy", sie ist nichts Absolutes und Unveränderliches, sondern „a mobilized and moving equilibrum". Sie ist eine Kollektivseele, die in ihren „multipersonal facets" alles reflektiert, was je in der Welt gewesen ist. Deshalb wird von Hall immer wieder die Kenntnis aller seelischen Erscheinungen auf der Welt zur Erkenntnis der menschlichen Seele gefordert.

Einen Beweis für die Existenz dieses „confused psychic life" möchte

Hall in einer gewissen Labilität des menschlichen Seelenlebens nach der ethischen Seite hin erblicken. Er weist darauf hin, daß es manchmal Zustände gibt, in denen wir uns selbst fremd erscheinen. Träume und Narkotika erschüttern uns und decken zuweilen unsere seelischen Bestandteile auf. Zorn, Leidenschaft, Affekte ergreifen dann die Zügel und lassen uns tierisch oder geisteserkrankt erscheinen. Solchen Möglichkeiten und Keimen von Laster und Verbrechen, die weit außerhalb unserer persönlichen Erfahrung liegen und ihre Wurzel in dem ungehemmten Triebleben einer vergangenen Urzeit haben, hat Freud [1]) später eine große Bedeutung in seiner Psychoanalyse eingeräumt.

Was die gegenwärtige Struktur der menschlichen Seele anlangt, so zeigt diese nach Hall noch keineswegs eine approximativ erreichte höchste Stufe. Sie weist eine rohe und unfertige Form auf, sie ist voll von Widersprüchen, und unter einer äußeren blanken Hülle verbergen sich barbarische und animalische Züge. Im besten Falle mag sie sich in einem Durchgangsstadium von einer tieferen zu einer höheren Stufe befinden, die erst noch zu entwickeln sein wird. Das Bewußtsein als solches könne nicht als die höchste Blüte des Geistes bezeichnet werden, und es sei noch nicht ausgemacht, ob sich nicht durch natürliche Zuchtwahl dereinst (parapsychologisch?) etwas erheben wird, was jenseits der höchsten Bewußtseinsstufe liegt. Vielleicht stellt der Entwicklungsprozeß bis zum Menschen, meint Hall, nicht einmal den besten und kürzesten Weg zum höheren Typus dar, und möglicherweise ist manche Tierart mit dem Versprechen eines solchen dereinst für immer aus der Welt entschwunden.

So wie die Seele des heutigen Menschen in Erscheinung tritt, ist sie also ein Zufallsprodukt, eine unter vielen möglichen Geistestypen. Nichtsdestoweniger müßte der Nachweis geführt werden können, wie sich die seelischen Erscheinungen bis zu ihr entwickelt und differenziert haben. Vom Seelenleben eines Tieres an bis hinauf zu den Einflüssen, die das System des Idealismus begründet haben, so meint Hall recht kühn, müßte sich eine Fülle von Beziehungen aufstellen lassen. In der Freudschen Schule ist dieser alles Geistige überwuchernde Psychologismus, der das Niveau einer robusten Popularphilosophie bedenklich streift, wieder aufgenommen worden. Sie hält es für möglich, die philosophischen Systeme auf ihre Entstehungsbedingungen hin untersuchen und die Geltung der sonst im Psychischen herrschenden Gesetzmäßigkeiten auch in ihnen nachweisen zu können.

Welches sind nun die Methoden der Seelendeszendenztheorie? Die Introspektion wird von Hall als psychologische Methode abgelehnt, weil seiner Ansicht nach das Leben der Gefühle und Instinkte des heutigen Menschen dekadent geworden und wenig Einblick in seine wahre Struktur möglich sei.

Er will einen neuen Weg einschlagen. Während man bisher in der Psychologie bestrebt war, die Seelenvorgänge von der Bewußtseinsseite des erwachsenen gesunden Menschen her zu erfassen, will er für seine Psychogenese die

---

[1]) Sigm. Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Wien 1922. S. 153.

empirischen Daten mit Hilfe einer vergleichenden Methode sammeln und zwar an niederen, kranken und degenerierten Lebensformen, um von hier aus zur Erkenntnis des normalen Menschen zu gelangen, ein Weg, der von der Psychoanalyse später weiter beschritten worden ist. Halls Psychogenese hat eine vierfache Wurzel. Sie will sich mit dem Studium von Kindern beschäftigen, mit den Untersuchungen über die psychischen Erscheinungen der Tierwelt, mit der Anthropologie, dem Mythos, der Sitte und dem Glauben der Naturvölker und schließlich mit dem Studium der Geistesgestörten, der Verbrecher und Kranken. Der Vorteil dieses Hinabsteigens in das Primitive liegt nach Hall-Freudscher Ansicht darin, daß das Seelische in diesen Fällen direkt aus erster Quelle gewonnen werden kann, frei von den Hemmungen, denen der normale Mensch unterworfen ist.

Kinder überlassen sich z. B. spontan ihren Leidenschaften. „There is color in their souls, brilliant, livid, loud.“ Noch aus einem anderen Grunde bietet die Kindheit das reichste Feld paläopsychologischer Forschung. Hall glaubt als Erster nachgewiesen zu haben, daß sich in der Psychologie eine ähnliche Erscheinung wie in der Zoologie zeige, die Haeckel unter dem Namen eines biogenetischen Grundgesetzes zu einem generalisierenden Satze erhoben hat. Die spontan hingeworfenen Kinderzeichnungen werden jetzt, wie übrigens schon Karl Lamprecht einmal bemerkte, zu Leitfossilien, die Spiele der Kinder, im Gegensatz zu Groos, der sie als antizipierende Beschäftigungen Erwachsener aufgefaßt wissen wollte, zu Rudimenten der Tätigkeiten vergangener Geschlechter. Die Gefühle der Kinder, im besonderen ihre Furchtanlage, die Hall als ein Erbgut betrachtet, werden einer eingehenden Analyse zum Zwecke der Aufdeckung paläopsychischer Elemente unterzogen. Die Untersuchung[1]) zeigt, daß manche Kinder beständig unter der Furcht leiden, die Richtung zu verlieren, andere ein lähmendes Gefühl des Verlorenseins packt, wenn sie von ihren Gespielen getrennt werden. Hall möchte diese Erscheinungen als einen atavistischen Rückfall in die ersten Formen seßhaften Lebens deuten, wo die todbringende Gefahr, verloren zu gehen, lebhaft wahrgenommen werden und zu einer sorgfältigen Beobachtung aller Marksteine geführt haben mußte. Er hält es auch für wahrscheinlich, daß deshalb einige der häufigen und manchmal verblüffenden Orientierungserscheinungen bei Kindern phylogenetische Elemente in sich schließen. Weitere Furchtanlagen führt er auf Reaktionen des vorzeitlichen Menschen, auf die Einflüsse des Wetters, der Himmelsobjekte, des Feuers und der Tiere zurück. Die Furcht mancher Kinder vor dem Winde könnte noch irgendeine Spur von Reminiszenz an die schrecklichen Stürme des langen Diluvialzeitalters tragen, überhaupt wäre die Hypothese berechtigt, eine gewisse kindliche Furcht vor Himmelsobjekten und Wettererscheinungen als Echos aus einer Zeit zu deuten, in der alle meteorologischen Verhältnisse einen weit größeren Umfang hatten. Die Mythologie hat solche Zustände in der Sintflut fixiert. Die Furcht der Kinder vor großen Augen wird zum Teil dem Einfluß einer

[1]) **Hall**: A Study of Fears. American Journal of Psychology. 1897. Vol. 8. pp. 147/249.

Zeit zugeschrieben, wo der Mensch sein Dasein gegen Tiere mit großen und auffallenden Augen und Zähnen und in den langen Kriegen aller gegen alle innerhalb seiner eigenen Art verteidigen mußte(!?). Stammwappenzeichnungen, Masken und Gottheiten primitiver Völker sollen beweisen, daß neben den Zähnen vor allem die Augen Furcht einzuflößen vermögen.

Aus dieser Epoche schweren Kampfes ums Dasein geht auch nach Hall die Furcht der Kinder vor fremden Personen zurück und die Erscheinung des Errötens. Das Erröten bei Höflichkeitsbezeugungen z. B. weist auf eine Zeit hin, wo, bewundert zu werden, mit großer Gefahr verbunden war. Andere Ursachen des Errötens wie Anschauen, Spott, Tadel, Mißtrauen, Schüchternheit usw. lassen erkennen, daß manche Menschen so empfänglich für die Meinungen anderer sind, daß sie in Gegenwart von Personen, deren freundlicher Gesinnung sie nicht sicher sind, sich nicht natürlich benehmen können und fast alle Reaktionen auf die alte Furcht vor fremden Gesichtern zeigen.

Im einzelnen auf weitere Untersuchungen und mehr oder minder phantastische Interpretationen Halls einzugehen, würde hier zu weit führen. Auf ein prinzipielles Bedenken sei nochmals hingewiesen. Die Auffassung Halls von der kindlichen Seele stellt eine Atomisierung dar, eine Auflösung fast aller seelischen Bestandteile in letzte Elemente von Rassenerbgut. Quantitativ bilden ihnen gegenüber die erworbenen individuellen Erfahrungen nur ein relativ geringes Plus. Die Entwicklung der Kindheit spielt sich so gut wie automatisch ab, sie ist nur eine Auswicklung eines durch lange Zeitperioden hindurch beschriebenen Bandes. Auch die erwachsene Person wird diesem Determinismus bisweilen unterworfen. Eine solche Psychologie hebt aber die Autonomie des Einzelgeschehens auf, die uns Fröbel so treffend schon an den Kindern gezeigt hat, sie vernichtet letzten Endes die individuelle Würde der Persönlichkeit. Diese Bedenken sind schwer genug und lassen es verständlich erscheinen, daß die Hallsche Psychogenese, ganz abgesehen von ihrem unwissenschaftlichen Beiwerk, bei uns keinen festen Fuß fassen konnte.

Mit einer Ausnahme freilich. Freud in Wien, der mit Stanley Hall in wissenschaftlichem Verkehr stand, hat seine Psychoanalyse mit psychogenetischen Elementen unterbaut und die Hallsche Lehre insofern weitergebildet, als er für die von Hall hypostasierten Zusammenhänge exakte Beweise demonstrieren zu können geglaubt hat. Einige der Hauptsätze der heute vielbesprochenen Psychoanalyse, die von den Analytikern[1]) gern als eigene Entdeckungen ausgegeben werden, liegen bereits vollständig in der Hallschen Lehre von der Seelenabstammung vor. Dazu gehören der Freudsche Satz von dem Eigenleben und der Unzerstörbarkeit des Unbewußten, die Methode, die Urgeschichte des menschlichen Geistes durch Untersuchungen des individuellen Seelenlebens zu fördern und die Kenntnis einfacherer Verhältnisse bei Kindern, Primitiven, Tieren und Degenerierten (Neurotikern) als notwendige Voraussetzung für das Verständnis des Komplizierteren heranzuziehen, die These, daß im Unbewußten psychische

[1]) S. Ferenczi: Populäre Vorträge über Psychoanalyse. Wien 1922. S. 130 ff.

Tendenzen stammesgeschichtlicher Vorfahren nachzuweisen sind (Auftauchen von Ahnenerinnerungen), die Idee, daß die Kulturgeschichte der Menschheit auf der Grundlage des Rekapitulationsgesetzes individualpsychologisch zu fördern und das biogenetische Grundgesetz als ein „unerbittlicher Instanzenweg" auch auf seelischem Gebiete zu betrachten sei.

Es ist hier nicht der Ort, in der inzwischen stark angeschwollenen psychoanalytischen Literatur den Nachweis ihrer psychogenetischen Fundierung im Hallschen Sinne zu liefern. Wir begnügen uns mit dem Hinweis, daß die Psychoanalyse auf dem Boden der Psychogenese unter Zuhilfenahme sexueller Triebkomponenten eine Mechanik des Seelenlebens aufgestellt hat, die zuerst bei dem Studium an Neurotikern entdeckt wurde, später sich auch an gewissen seelischen Tätigkeiten des normalen Menschen wie Traum, Witz, Fehlhandlung als richtig erwies. In der Folge wurde dann in der Psychologie des Künstlers und Dichters, im Tatsachenmaterial der Mythologie und Religion, in der Sprache, der Völkerpsychologie und Soziologie, kurzum in fast allen Arten geistiger Auswirkung ein tieferes Verständnis der seelischen Zusammenhänge und des Verwobenseins mit unbewußten, archäopsychischen Elementen anzubahnen und die Geltung des biogenetischen Grundgesetzes im weitesten Gebiete des Seelischen nachzuweisen versucht.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhange, daß sich auch Mach in seiner letzten Arbeit[1]) den Arbeitsmethoden der Psychogenetiker angepaßt hat, als er den Plan einer Urgeschichte der Mechanik durch methodische Analyse des individuellen Seelenlebens fördern zu können glaubte. Daß Stanley Hall selbst in den Lehren der Psychoanalytiker eine Bestätigung und Weiterbildung seiner Anschauungen finden konnte[2]), wird verständlich erscheinen. Abgesehen von der übermäßig stark betonten Rolle der Sexualität im bewußten und unbewußten menschlichen Seelenleben, hält er die Lehren der Psychoanalyse für den Eckpfeiler einer künftigen Psychologie und glaubt annehmen zu können, daß einige der Freudschen Mechanismen eine ähnliche Bedeutung in der Psychologie erlangen werden wie die Kantischen Kategorien in der Philosophie (?).

Wir können uns dieser Hoffnung in keiner Weise anschließen und glauben, daß die Hall-Freudschen Thesen über die Konstitution des Seelischen als die letzten Ausläufer eines Zeitgeistes zu betrachten sind, der ein mechanistisches Weltbild zur Vollendung führen wollte. Die Freudsche Schule weist auf diesen Zusammenhang auch ausdrücklich hin. Sie sagt, daß die Ablösung der geozentrischen durch die Kopernikanische Weltauffassung und sodann der Darwinsche Hinweis auf die Abstammung des Menschen vom Tierreich und die Unvertilgbarkeit seiner animalischen Natur dem Menschen sein angebliches Vorrecht nahmen und ihm die bescheidene Stellung eines Mechanismus unter vielen anderen zuwiesen. Die Psychoanalyse riß schließlich eine letzte Hoffnung nieder,

---

[1]) Ernst Mach: Kultur und Mechanik. Stuttgart 1915.

[2]) Hall: Life and Confessions of a Psychologist. S. 411.

als sie die Möglichkeit eines Nachweises einer ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit auch im seelischen Geschehen aufdeckte.

Von diesem Abenteuer eines Archäologen der Natur, um mit Kant zu reden, scheint die moderne Psychologie abrücken zu wollen. Sie will sich weit eher einem organischen Weltbilde einfügen, wie es von Goethe und den Naturphilosophen der Romantik vorbereitet worden ist. Statt Dingen und Mechanismen wird der organische Lebensvorgang jetzt untersucht und die Entwicklung als ein Herausbildungsvorgang durch die potentiell im Organismus liegenden Formmöglichkeiten gedeutet. Dem Unbewußten, dem die Seelenarchäologen die Qualität von unbewußt gewordenen Bewußtseinstatsachen der ontogenen oder phylogenen Vergangenheit beimaßen, wird ein höherer Sinn zugesprochen[1]). Das bloße rationalistische Wissen über Seelenvorgänge, die rein mechanisch und kausal erklärbar sind, beginnt einer Psychologie Platz zu machen, der eine mystisch-romantische Weltanschauung zugrunde liegt, wonach Natur und Seele im Innersten identisch sind. Wie in diesem Sinne eine Archäopsychologie zu verstehen ist, müßte einer weiteren Untersuchung vorbehalten bleiben.

Alexanders des Großen Verdienste um die Wissenschaft.

Von Dr. Fritz Geyer.

Von jeher hat die jugendliche Heldengestalt des großen Makedonen Bewunderung und Anteilnahme erregt, haben seine unerhörten Erfolge die Aufmerksamkeit jedes Geschichtsfreundes auf sich gezogen. In einem Alter, in dem gewöhnliche Menschen erst zu wirken beginnen, hatte er bereits nach einem Siegeszuge sondergleichen, der ihn von den Gestaden des Ägäischen Meeres bis zum Indus geführt hatte, ein Weltreich aufgerichtet, das bestimmt war, die Völker Vorderasiens mit den Griechen zu verschmelzen und die griechische Kultur zur Weltkultur zu machen. Über steppenhafte Hochländer, durch subtropische Kulturgebiete, über schneebedeckte Hochgebirge war er bis an den Rand der zentralasiatischen Wüste, bis nach Indien vorgedrungen, um dann durch die heiße Sandwüste Beludschistans nach der zur Welthauptstadt bestimmten alten Metropole am Euphrat, Babylon, zurückzukehren. Wenn Alexander diese gewaltigen Strecken nur als Reisender zurückgelegt hätte, so wäre diese Leistung schon der höchsten Bewunderung wert. Seine Kunst in der Behandlung der Menschen, sein Organisationstalent, seine Umsicht und Geistesgegenwart zeigte sich bei dieser Heerfahrt gen Osten im hellsten Lichte. War er doch der Führer eines immer mehr anschwellenden Heeres, das er durch unbekannte Gebiete führte, dessen Verpflegung sichergestellt werden mußte,

[1]) Christoph Bernoulli: Die Psychologie von Carl Gustav Carus. Jena 1925.

das in ständigen Kämpfen, unter großen Entbehrungen sich Bahn brechen mußte und doch nie das Vertrauen zu dem königlichen Kriegsherrn verlor. Und dabei hatte dieser Kriegsfürst, dieser Staatsmann, der höchsten Zielen nachstrebte, der der Mittelpunkt eines sich immer weiter ausdehnenden Weltreiches war, noch Sinn und Zeit für wissenschaftliche Fragen, für die Lösung wissenschaftlicher Probleme. Sein Lehrer Aristoteles hatte es verstanden, in seinem fürstlichen Zögling das Interesse für wahre Wissenschaft zu erwecken. Der große Gelehrte, der das Wissen seiner Zeit auf allen Gebieten in großartigen Werken zusammenfaßte, lenkte die Aufmerksamkeit Alexanders vor allem auf die Naturwissenschaften und lehrte ihn alle Erscheinungen der Natur als eine Einheit erfassen[1]).

Als Alexander daher seinen Siegeszug nach Asien antrat, umgab er sich mit einem Stabe von Gelehrten, um die Eroberung der bisher wenig bekannten Länder auch für die Wissenschaft fruchtbar zu machen. In derselben Absicht hat über zwei Jahrtausende später Napoleon seine Expedition nach Ägypten bewußt in den Dienst der Erforschung dieses Wunderlandes gestellt und damit den entscheidenden Schritt für die Wiedererweckung des ägyptischen Altertums getan. So sehr Napoleon deswegen gefeiert wird, so wenig ist in weiteren Kreisen von den Verdiensten Alexanders um die Wissenschaft bekannt. Und doch ist es hier bei der Bewunderung Napoleons für die Antike und im besonderen für den großen Makedonen, auf dessen Spuren er bei der Eroberung Ägyptens wandelte, bei seiner Vorliebe für die antike Literatur, besonders für die Lebensbeschreibungen des Plutarch nicht zweifelhaft, daß der Korse bei seiner Vorbereitung auf den Zug nach Ägypten dem Vorbilde Alexanders gefolgt ist.

Wie noch heute eine der wichtigsten Aufgaben des modernen Forschungsreisenden die Aufnahme des Weges ist, den er zurücklegt, so hat auch Alexander für die kartographische Festlegung seiner Züge, für die Feststellung der Entfernungen Sorge getragen. Seine Kartographen, Bematisten genannt, haben bei dem großen Umfang seiner Unternehmungen ein außerordentlich reiches Material zusammengebracht und wissenschaftlich verarbeitet. Es wurde später dem Reichsarchiv in Babylon überwiesen, auf das wir noch zurückkommen werden. Mehrere dieser Bematisten werden uns mit Namen genannt, und verschiedentlich wird auf ihre Aufzeichnungen in der antiken Überlieferung Bezug genommen. Es ist deshalb am wahrscheinlichsten, daß sie entweder selbst, vielleicht im Auftrage der Reichsregierung, das von ihnen gesammelte Material literarisch verwertet haben oder daß später Gelehrten die Schätze des Archivs zur Verfügung gestellt wurden. Gewiß diente die Aufnahme der Wege neben der Wissenschaft vor allem auch militärischen und wirtschaftlichen Zwecken. War es doch für den künftigen Weltherrscher von größter Bedeutung, durch Anlegung von Heerstraßen die eroberten Landschaften zwecks leichterer Über-

[1]) Vgl. im allgemeinen mein Buch „Alexander der Große und die Diadochen", (Wissenschaft und Bildung 213, Leipzig 1925).

wachung miteinander zu verbinden, und von Anfang an hat Alexander die Belebung des Handels am Herzen gelegen.

Wie schon die Tätigkeit der Bematisten in erster Linie der Kenntnis der Erdoberfläche zugute kam, so war es überhaupt die Erdkunde, die durch Alexanders Siegeszug die reichste Förderung erfuhr. Wohl waren schon ionische Kaufleute und Forscher, besonders seit Kleinasien zum persischen Reiche gehörte, bis zum Euphrat gekommen und hatten staunend den gewaltigen Strom und das geschäftige Treiben in der alten Weltstadt Babylon kennen gelernt. Und was man in Griechenland um 450 von den alten Kulturen des Orients, den Ländern und Völkern des fernen Ostens wußte, hat schließlich Herodot, der Vater der Geschichte, in sein so reizvolles Geschichtswerk aufgenommen. Herodot ist selbst bis nach Babylon und Ägypten gekommen und hat als scharfer Beobachter und wissensdurstiger Fremder uns viele wertvolle Nachrichten überliefert, deren geschichtliche Treue die moderne Forschung oft überraschend bestätigt hat. Und doch war von einer wirklichen Kenntnis namentlich des fernen Ostens, Irans und seiner nördlichen und östlichen Grenzländer, noch kaum zu sprechen. Wichtige geographische Probleme waren z. B. die Lage der Quellen des Nils, die Herodot am Südabhang des Atlas, andere im Innern Afrikas, wieder andere im Süden Asiens suchten, und die Frage nach dem Ursprung der Nilschwelle, weiter die Ausdehnung des festen Landes im Osten und das Verhältnis des Kaspischen Meeres zum Weltmeer. Dieses hatte Herodot richtig für ein Binnenmeer erklärt, während nach ihm die Anschauung aufgekommen war, es sei ein Busen des Weltmeeres und stehe im Norden mit ihm in Verbindung. Auch über die Begrenzung Asiens im Süden, die Beziehungen des Persischen Meerbusens und Roten Meeres zum Weltmeer (Ozean) wußte man nichts Sicheres.

Alle diese Fragen haben auch Alexanders Geist beschäftigt, und er hat sich nicht gescheut, seine Machtmittel für ihre Lösung einzusetzen. In Ägypten hat er durch den Besuch der Oase Siwah mit ihrem berühmten Zeus-Amon-Heiligtum der Wissenschaft zum erstenmal Aufschluß über die Natur dieser merkwürdigen Wüstenlandschaft gebracht. Was in den geographischen Handbüchern über Siwah berichtet wird, zum Beispiel bei Strabo, geht auf die Berichte der Alexanderhistoriker zurück, die eingehend den Besuch des Königs, der wie wenige seiner Unternehmungen dem Wunderglauben seiner Zeit entgegenkam, geschildert hatten. Auf seinen Befehl ist weiter eine Expedition in den Sudan aufgebrochen, um die Ursachen des Steigens und Fallens des Nilwassers zu erkunden. Mußte ihm doch als dem nunmehrigen Beherrscher des Pharaonenlandes daran gelegen sein, die Nilschwelle, von deren Höhe die Fruchtbarkeit des Landes abhing, wissenschaftlich erforschen zu lassen. Über den Erfolg dieser Forschungsreise ist keine direkte Kunde auf uns gekommen. Doch ist es neuerdings dem Leipziger Geographen J. Partsch gelungen, aus einer Schrift des Aristoteles den Nachweis zu erbringen, daß die Gelehrten Alexanders in der Schneeschmelze auf den abessinischen Bergen und den tropischen Regengüssen richtig die Ursachen der merkwürdigen Naturerscheinung erkannt haben.

Der Kampf mit dem letzten Könige aus dem Geschlecht der Achämeniden war beendet, Darius III. tot. Da wandte sich Alexander nach dem Südufer des Kaspischen Meeres, um die dort wohnenden Stämme zu unterwerfen. Zugleich aber, so wird uns berichtet, hoffte er Aufschluß über die Natur dieses Meeres zu erlangen. Die Auskunft, die ihm wurde, vermochte jedoch nicht die Frage einer Verbindung mit dem Weltmeere zu lösen. So kam der König kurz vor seinem Tode in Babylon auf dieses Problem zurück. Ein Schiffsbaumeister wurde ausgeschickt, um am Kaspischen Meere griechische Schiffe zu bauen, mit denen dann das Meer befahren werden sollte. Alexanders Tod machte diese Absicht zunichte. Erst Seleukos I. hat seinen Admiral Patrokles mit der Ausführung der Erkundungsfahrt beauftragt, und dieser ist dann bekanntlich mit der falschen Angabe nach Hause gekommen, daß das Meer mit dem Ozean in Verbindung stehe, vielleicht durch den tief eindringenden Golf von Karabugas dazu verführt.

Von Westturkestan aus hat Alexander versucht, sich über die Wohnsitze und Sitten der jenseits des Jaxartes (Syr-darja) wohnenden Skythen zu unterrichten. Auch hier scheinen die richtigeren Ansichten der Folgezeit über das Verhältnis dieses Flusses zum Tanaïs (Don) und des Aralsees zum Kaspischen Meer auf die Erkundungen des Alexanderzuges zurückzugehen.

Am Indus angekommen, glaubte Alexander zunächst, den Oberlauf des Nils entdeckt zu haben, da man Krokodile im Indus feststellte. Erst genauere Nachrichten über den Lauf des Stromes ließen ihn seinen Irrtum erkennen. Seine Fahrt den Strom abwärts zum Ozean hat durch die Entdeckung des offenen Weltmeers im Süden Indiens die Anschauungen der Griechen über die Ausdehnung Asiens nach Süden entscheidend beeinflußt. Von größter Bedeutung war ferner die berühmte Seefahrt des makedonischen Admirals Nearch, eines Griechen (aus Kreta) und Jugendfreundes des Königs, von der Mündung des Indus zur Mündung des Euphrat und Tigris, die er auf Befehl Alexanders ausführte. Wurde doch dadurch bewiesen, daß Iran im Süden von demselben Meere bespült wurde wie Indien und daß der Persische Meerbusen ein Teil des großen Weltmeeres war. Wohl waren die Bewohner Südarabiens schon Jahrtausende vorher nach Indien gefahren und hatten die Erzeugnisse dieses Landes weiter den Ägyptern und Phöniziern vermittelt (auch die berühmten Ophirfahrer Salomos sind wohl nur nach Südarabien gelangt), aber irgendwelche sicheren Kenntnisse besaßen die Griechen vor Alexander über diese fernen Gebiete nicht, soweit sie überhaupt von den Seefahrten der Araber genauere Kunde erhalten hatten. Eine besonders glückliche Fügung hat uns den wertvollen Bericht Nearchs, den er dem Könige erstattet hat und der im Reichsarchiv niedergelegt war, zum Teil wörtlich erhalten. Arrian hat ihn in seinen „Indischen Nachrichten" ausgiebig benutzt. So sind uns wertvolle Nachrichten über die Südküste Beludschistans und Persiens erhalten, die der scharfen Beobachtungsgabe des Seemanns ein ehrendes Zeugnis ausstellen.

Im Zusammenhang mit dieser Fahrt Nearchs steht der Plan Alexanders, mit einer großen Flotte von Babylon aus, wo er einen großen Hafen anlegen

ließ, Arabien zu umschiffen und den Seeweg zum Roten Meer und nach Ägypten zu finden. Bereits hatte er zwei Expeditionen zur Erkundung der Inseln im Persischen Meerbusen ausgesandt, deren Ergebnisse, namentlich über die größte der Bahreininseln, in Theophrasts Pflanzengeschichte aufgenommen sind. Alexanders Tod verhinderte auch die Durchführung dieses großzügigen Planes.

Bei allen diesen Unternehmungen leiteten den König natürlich zunächst militärische und volkswirtschaftliche Gesichtspunkte, doch zeugt die sorgfältige und umsichtige Vorbereitung und die wissenschaftliche Bearbeitung ihrer Ergebnisse von seinem Interesse für die Lösung geographischer und naturwissenschaftlicher Probleme. Sein Zug nach Indien vor allem hat die Kenntnis der Griechen von der Oberfläche der Erde gewaltig erweitert, und wir haben alle Ursache, die persönliche Anteilnahme Alexanders an dieser Erweiterung vorauszusetzen. Mit dem Betreten indischen Bodens setzten die Makedonen zum erstenmal ihren Fuß in tropische Landschaften. Die tropische Vegetation, die eigenartige Tierwelt, die vielfach so seltsamen Sitten und Gebräuche der Bewohner setzten sie in Verwunderung und Erstaunen. Die Gelehrten in der Umgebung des Königs haben alles scharf beobachtet und eingehende Berichte darüber eingereicht. Nur so ist es zu erklären, daß Männer wie Nearch und Megasthenes Schriften veröffentlichen konnten, die die Grundlage alles Wissens über indische Dinge wurden, und Alexanderhistoriker wie Aristobul in ihre geschichtlichen Werke ausführliche Exkurse über geographische und naturwissenschaftliche Fragen aufzunehmen imstande waren. Namentlich Seleukos, der Begründer der syrischen Großmacht, hat dann die Beziehungen zu Indien, besonders zu dem Könige Tschandragupta (Sandrakottos), weiter gepflegt und dadurch die Kenntnis dieses Wunderlandes vertieft, in seinem Auftrage ist der oben genannte Megasthenes wiederholt als Gesandter bis zum Ganges gezogen.

Ein Punkt verdient noch hervorgehoben zu werden. Gerade die so andersartige Vegetation des Landes hat die lebhafte Aufmerksamkeit der Griechen erregt. Es ist nun neuerdings einem philologisch geschulten Botaniker gelungen (A. Bretzl, Botanische Forschungen des Alexanderzuges, Leipzig 1904), in Theophrasts Pflanzengeschichte weitgehende Benutzung des auf dem Alexanderzuge gewonnenen Materials nachzuweisen. Theophrast beschreibt die riesigen Banyanbäume (eine Feigenart), von denen oft ein Exemplar durch seine zahllosen Luftwurzeln einen ganzen Wald bildet, sowie die Mangrovedickichte an der Küste des Indischen Ozeans botanisch so genau, daß man Art und Spezies der Bäume feststellen kann. Auch die Vegetation der Bahreininsel ist treffend charakterisiert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die genaue Kenntnis dieser in Vorderasien unbekannten Vegetationsformen auf die Naturwissenschaftler in Alexanders Gefolge zurückgeht. Erst im 19. Jahrhundert hat die Wissenschaft nach berufenem Urteil die Höhe wieder erreicht, die die griechischen Gelehrten damals innehatten.

Zugleich beweist die Benutzung der Berichte Nearchs durch Arrian, der botanischen Forschungsergebnisse durch Theophrast, daß Alexander sich eingehend über alle wissenschaftlichen Entdeckungen Rechenschaft ablegen ließ. Diese Berichte

wurden dann dem Reichsarchiv in Babylon überwiesen, an dessen Spitze der Kabinettsrat des Königs, der Grieche Eumenes von Kardia, stand. Hier wurden auch die königlichen Tagebücher (Ephemeriden) aufbewahrt, die nach den Forschungen Wilckens und Kaersts neben Angaben über das Leben des Königs auch die wichtigsten Regierungshandlungen, militärische Unternehmungen, sonstige mitteilungswerte Ereignisse, wie Empfang von Gesandten buchten. Schon Joh. Gust. Droysen, der bahnbrechende Forscher für die Geschichte Alexanders, hat die Übereinstimmung der Alexanderhistoriker in der Reihenfolge und Auswahl der Ereignisse auf diese Tagebücher zurückgeführt. Namentlich Arrian, der als Hauptquelle das Geschichtswerk des Königs Ptolemaios I. benutzt hat, fußt in weitem Umfange auf diesem amtlichen Material; aber auch für andere Historiker wie Aristobul und Kleitarch ist Benutzung der Ephemeriden anzunehmen. Dies sowie die oben betonte Zugänglichkeit der wissenschaftlichen Berichte zwingt uns zu dem Schluß, daß unter Alexander selbst und seinen Nachfolgern, besonders wohl den Herren Babylons, den Seleukiden, die Schätze des Archivs jedem Gelehrten bereitwillig zwecks literarischer Verwendung zur Verfügung gestellt wurden. Diese großzügige Unterstützung im Verein mit der gewaltigen Erweiterung des Wissens auf allen Gebieten hat im alexandrinischen Zeitalter die Blüte der griechischen Wissenschaft hervorgebracht, deren Hauptsitz dank der Freigebigkeit der Ptolemäer das ägyptische Alexandrien wurde. Vor allem die großartigen Leistungen des größten Geographen des Altertums, Eratosthenes, wären ohne die Forschungen des Alexanderzuges und ihre gewissenhafte Bearbeitung undenkbar.

So können wir in dem großen König auch den verständnisvollen Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen sehen, der selbst auf seinen Eroberungszügen mitten im Lärm des Lagers und der Kämpfe, unter den auf ihn einstürmenden Sorgen, trotz der ständig zu treffenden grundsätzlichen Entscheidungen über die Verwaltung der eroberten Länder Sinn und Interesse für wissenschaftliche Probleme betätigte. Seine die Zeitgenossen so gewaltig überragende Gestalt wird uns dadurch menschlich näher gebracht, wie andererseits diese geistige Vielseitigkeit den jugendlichen Kriegsfürsten noch mehr als einen Genius ersten Ranges, als einen der Größten unter den Großen der Weltgeschichte erscheinen läßt.

Gefühlsphilosophie.

Von Dr. Gerhard Lehmann.

Unter allen Wissenschaften muß die Philosophie die am wenigsten beneidenswerte Rolle spielen, für total überflüssig erklärt zu werden. Natürlich nicht von ihren eigenen Vertretern, aber um so mehr von allen Außenstehenden: die einen sagen, wer irgend ein, in den Fachwissen-

schaften unlösbares „Problem" der Philosophie übergebe, der werde es nie wieder erblicken, er werde tausend und eine Antwort erhalten auf Fragen, die er gar nicht gestellt, und er werde zum Schluß nicht einmal mehr so schlau sein wie zu Anfang; die anderen sagen, philosophieren heiße das Gefühl mit der Erkenntnis versöhnen wollen, und das ginge eben nicht, darum sei die ganze Philosophie ein Zwittergebilde aus Wissenschaft und Kunst, sie hebe sich sozusagen selbst auf.

Immerhin sind das noch Gründe. Es gibt aber mehr als einen Verächter, der einst gläubigen Herzens sich den Aussprüchen der Weltweisheit gleich einem Orakel näherte, ein wenig Kant, Hegel und Schopenhauer zu sich nahm und nun die „große Enttäuschung" erlebte: der Verstand wollte seinem Herzen und das Herz seinem Verstande nicht mehr gehorchen. Und das zerriß ihn. Er merkte es schließlich, daß die Philosophie keine religiösen Erfahrungen übermittelt, und fortan gehörte er zu ihren grimmigsten Verächtern. —

Während der Fachwissenschaftler ungestört seinem Studium obliegen darf, verlangt man von der Philosophie beides: objektive Wahrheit und angenehme Illusionen. Man will von ihr eine rücksichtslose Beantwortung der „letzten Fragen" und man will zugleich eine sehr zarte Befriedigung der „höchsten Gemütsbedürfnisse". Obendrein will man noch, daß beides sich nicht widerspreche. Man verachtet den Philosophen, der seine Resultate nicht durch ernstes Nachdenken gewonnen hat, und man spottet zugleich über den ewig Suchenden, der es nie zu einer handfesten Metaphysik bringt. Man gibt zu, daß die Philosophie die schwierigste aller Wissenschaften sei, und man verlangt gleichzeitig, daß ihre Resultate von jedem Kinde verstanden werden müssen. Das ist mehr als ein menschliches Gemüt ertragen kann, und man wird wohl verstehen, wenn auch dem Philosophen die Galle überläuft.

Die Philosophie soll sich hüten erbaulich zu sein, sagt Hegel. Leider aber hütet sie sich gar nicht davor, vielmehr sieht nicht nur die Philosophie im Allgemeinen, sondern sogar die Hegelsche Philosophie im Besonderen ihren Stolz darin, mit der Religion an Erbaulichkeit zu wetteifern. Für Hegel nämlich spricht die Philosophie das in Begriffen aus, was die Religion in der Form der Vorstellung, also symbolisch ausspricht. Für Hegel ist also die ganze Philosophie ein Hymnus auf Gott — ist das etwa nicht „erbaulich"? Aber vielleicht sollte nur gesagt sein, daß die Philosophie nicht zu früh mit ihren „Resultaten" herausrücken dürfe. Aber was weiß der Laie von einem „Früher" und „Später"? Vernimmt er denn jemals etwas anderes als zu „früh" verkündete Resultate? Hat ihm denn nicht ein philosophisches System nur dann einen Sinn, wenn er sich das Resultat „merken" kann, ohne es nötig zu haben, den mühsamen Weg des Denkers selbst zurückzulegen?

Wir sehen, die Philosophie hat nur die Wahl entweder allen Fragen ein spöttisches „Ich weiß nicht" entgegenzusetzen oder mit der praktischen Lebensweisheit um die Palme der „Erbaulichkeit" zu ringen. Eine stets „zweifelnde" Philosophie wird man vielleicht ungeschoren lassen, aber ihre Nutzlosigkeit wird man selbst dann noch proklamieren, wenn man gar nicht weiß, was man mit

ihren erkenntnistheoretischen und sonstigen Untersuchungen eigentlich für einen „Nutzen" zu verbinden hat.

Aus dieser fatalen Lage ergibt sich aber noch etwas anderes: die gläubigen Gemüter, die nicht wissen, wozu man eine Schule des Denkens durchmachen müsse, die nicht verstehen, daß Getreide gemahlen werden muß, ehe sich Brot aus ihm backen läßt, und die enttäuscht sind, wenn sie an logische und erkenntnistheoretische Fragen verwiesen werden, wofür sie nun einmal nicht das mindeste Interesse haben, diese gläubigen Gemüter machen sich ihre Weltanschauung auf eigene Faust, schütten zusammen, was ihrem Herzen frommt, erkennen das Gefühl als den alleinigen Richter an und sind stolz darauf, in einem unmittelbaren Erlebnis das Unterpfand der Wahrheit, wenn nicht gar diese Wahrheit selbst zu besitzen.

Dagegen läßt sich schwerlich etwas sagen; denn schließlich braucht jeder Mensch eine „Weltanschauung", weil das Programm der abgeschlossenen Bildung derartiges fordert; und wer es nicht vermag, auf der Hühnerleiter der Abstraktion zur ewigen Seligkeit hinaufzusteigen, dem kann das Springen und Fliegen nicht verwehrt sein.

Wohl aber muß der Philosoph protestieren, wenn die „Gefühlsphilosophie" selbst zur Methode wird, wenn man sich nicht bescheidet, die eignen Gefühle auszukosten, sondern unschuldige Gemüter verdirbt, den erwachenden Verstand erstickt und die Parole ausgibt: glaube nur an das „ewig Irrationale" in Deiner Brust, dann wird sich alles weitere schon finden.

Hier liegt der Hase im Pfeffer: nichts „findet" sich im Unmittelbaren, wenn man nicht Kraft und Geduld hat, eine Trennung von Gott zu ertragen. Wie jede echte Religion einen Abfall von Gott, ein Sündenbewußtsein, eine Disharmonie voraussetzt, so setzte auch jede echte Philosophie den Zweifel voraus, und nicht nur den Zweifel, sondern den Widerspruch. Ohne Widersprüche läßt sich nicht denken, aber in Widersprüchen läßt sich ebensowenig denken: das kann nur heißen, daß das Denkwidrige zur Voraussetzung des Denkens gehört.

Darüber täuscht nun vor allem jene methodische Gefühlsphilosophie, die das Denkwidrige oder Widerspruchsvolle für ein bloßes Verstandesprodukt hält und die uns empfiehlt, den verdorbenen Verstand ganz bei Seite zu lassen, sich um ihn nicht mehr zu kümmern, die Welt „naiv" aufzufassen. Damit scheint sie einen bequemen Weg zu erschließen. Aber in der Tat führt aus dem gefühlsmäßigen Erlebnis gar kein Weg heraus, geschweige ein Weg zur Wahrheit. Es führt kein Weg heraus, denn jedes Gefühl, das lustvolle, wie das unlustbetonte, ist ein sichselbstgenügender Zustand und ein Erlebnis, welches uns „etwas" erschließen soll, muß mehr sein als ein bloßes Gefühl, muß eine Frage in sich enthalten. Es führt aus ihm kein Weg zur Wahrheit, denn Wahrheit ist objektive Gültigkeit und diese knüpft sich nur an Beurteilungen.

Doch meinen es unsere Gefühlsphilosophen gar nicht so. Sie wollen Vernunft und Wissenschaft gar nicht verachten, sie wollen auch nicht bloß ihre

Gefühle kultivieren, sondern sie wollen die Verstandesarbeit ergänzen, indem sie das dem menschlichen Denken unerreichbare Ideal gefühlsmäßig antizipieren, d. h. jene Probleme, um die das Denken sich seit Jahrtausenden abmüht, so behandeln, als ob sie gelöst wären. Was hat es schließlich für einen Sinn, den vielen Lösungsversuchen, die sich doch alle bis jetzt als unzulänglich erwiesen haben, neue hinzuzufügen, wenn unser Denken sie abermals von Grund auf vernichten wird? Ist solch ein Spiel nicht gar zu gefährlich? Sind wir Menschen denn dazu bestimmt, für immer im Dunkeln zu tappen? Darum gebe man dem Herzen was es verlangt, trägt es doch in diesem Verlangen schon die Gewähr einer Erfüllung in sich.

Es ist wohl möglich, daß eine jede Philosophie sich zuletzt zu einem solchen Salto mortale entschließen muß, allein es ist nicht möglich der Philosophie deshalb die Aufgabe der Religion zu übertragen. Die Religion braucht provisorische Lösungen, sie kann nicht warten, bis die Philosophie sich endlich „vollendet" haben wird; aber die Religion gibt sich auch nicht als Philosophie aus und hat gar kein Verlangen nach jener Mißgeburt, die als ihr Surrogat auf allen Märkten feilgeboten wird.

Allein damit sind wir noch nicht am Ende. Denn wenn es auch richtig ist, daß der mit seinem Herzen Denkende nicht höher steht als der mit seinem Verstande Betende, so läßt sich doch nicht verkennen, daß beides, die Pektoralphilosophie und der theologische Intellektualismus, Synthesen sind, die ihre wirkliche oder vermeintliche Kraft jener ersten philosophischen Synthese entnehmen: der philosophischen Aufgabebestimmung selbst. Es sind Kurzschlüsse, Notveranstaltungen; aber ihre Herkunft ist legitim. Man mache sich klar, daß das Verlangen nach „objektiver Wahrheit" und nach „angenehmen Illusionen" ebenso sehr dem Interesse der großen Menge, wie dem Interesse der Philosophie entstammt, und daß die letztere, so viel sie auch an den Forderungen der großen Menge auszusetzen hat, dennoch sich selbst zu Grabe tragen müßte, wollte sie ihrem eigenen Grundinteresse entgegen handeln und sich zur reinen Wissenschaft degradieren. Man mache sich klar, daß die „rücksichtslose Beantwortung der letzten Fragen" ein Wahrheitsinteresse voraussetzt, das über jedes wissenschaftliche Interesse hinausgeht, und das — man mag sich drehen und wenden wie man will — jedenfalls der Ausdruck einer letzten Bewertung ist.

Die philosophische Aufgabebestimmung ist erlebnismäßig fundiert. Zwar ist auch die wissenschaftliche Aufgabebestimmung von Gefühlseinschlägen nicht frei: das lehrt ein Blick auf die Strukturpsychologie, die für den „wissenschaftlichen" Menschen eine besondere Rubrik freigemacht hat und in der These gipfelt, daß der wissenschaftliche Mensch nicht etwa ein Eunuche ist, sondern in seinem ganzen Wesen, also auch emotional, „theoretisiert", daß er in allen seinen personalen Äußerungen „wissenschaftlich" wertet; allein das wissenschaftliche Grunderlebnis ist von dem philosophischen toto coelo verschieden. Man kann wohl sagen, daß die „Rücksichtslosigkeit" und die Grenzsetzung, die sich in der Charakterisierung der „letzten" Fragen und

„letzten“ Dinge verrät, auf wissenschaftlichem Boden gar nicht erwachsen konnten. Der theoretische Mensch ist nicht „rücksichtslos“, weil Rücksichten für ihn überhaupt nicht im Bereich der Möglichkeit liegen, der theoretische Mensch kennt keine „letzten“ Fragen, weil ihm der Abschluß der Wissenschaft nicht als Grenze bewußt ist.

Die philosophische Aufgabebestimmung ist unter dem Gesichtspunkt der reinen Theorie nicht zu verstehen: wenn irgendwo, dann muß hier die Wurzel jeder „Gefühlsphilosophie“ zu suchen sein. Man bilde sich nur nicht ein, daß sich das hier vorliegende Problem auf die Alternative: Erlebnis oder Gedanke bringen läßt. Denn ebenso wie das Erlebnis eine „Frage“ enthalten muß, um einen Weg zur Wahrheit zu erschließen, so muß auch der Gedanke „erlebt“ werden, um Wahrheitsgeltung zu erhalten. Für den theoretischen Menschen wird der Urteilszusammenhang niemals als Totalität zum Problem: problematisch ist ihm immer nur die Zugehörigkeit bestimmter Urteile zu diesem Urteilszusammenhange. In diesem Sinne ist „Wahrheit“ einzig und allein eine philosophische Kategorie.

Daher kann es uns auch nicht sonderbar vorkommen, wenn wir sehen, daß jede Philosophie an irgend einem Punkte dem Erlebnis Spielraum läßt: soll der Urteilszusammenhang als ganzer Gegenstand der Betrachtung sein, so kann er natürlich nicht mehr Gegenstand der Beurteilung sein, weil alle Urteile über den gesamten Urteilszusammenhang in ihm verankert sein müßten. Was sollte da übrig bleiben als der Primat des „reinen“ Erlebnisses? Die Koinzidenz der Gegensätze, die „cognitio intuitiva“, die intellektuelle Anschauung, ja das simple Selbstbewußtsein, das Wunder aller Wunder, sind solche Überschreitungen des Urteilszusammenhanges.

Wir geben damit der Gefühlsphilosophie alles was sie gerechterweise verlangen kann. Wir wollen auch gern die „Lebensweisheit“ der Flachköpfe von romantischer Philosophie säuberlich trennen und den Gefühlsphilosophen nicht für das Lallen der Säuglinge verantwortlich machen: aber wir müssen den Vorwurf aufrecht erhalten, daß jede Gefühlsphilosophie zu früh Schluß macht. Denn noch einmal: nur weil die Wahrheit Aufgabe ist, kann sie erlebt werden; nicht als Resultat und nicht als herzliches Gefühl. Die Verwerfung der „wissenschaftlichen“ Methodik, der Erkenntnistheorie, Logik und — Metalogik entspringt einem mangelnden Distanzbewußtsein und damit einem Oberflächenerlebnis. Denn es handelt sich ja gar nicht darum, die Wahrheit auf diesen Wegen einzufangen — da könnten wir lange warten — sondern es handelt sich immer und gerade auch hierbei um uns selbst. Wenn wir uns Schleiermacher anschließen, der die „Dialektik“ nicht wie Hegel aus der Natur des Begriffs, sondern aus dem Sprechen mit uns oder dem Handeln auf uns selbst herleitet, so können wir unseren Gedanken auch dahin formulieren, daß der Philosoph mit sich sprechen muß, um „Etwas“ zu erleben. Logik, Erkenntnistheorie und „wissenschaftliche“ Methodik sind die Sprache der Unmittelbarkeit: das ist das Paradoxon, über welches unsere Gefühlsphilosophen nicht hinwegkommen.

Eine moderne Geschichtsphilosophie.

Von Artur Buchenau.

Unter den zahlreichen Darstellungen der Geschichtsphilosophie, welche die letzten Jahrzehnte gebracht haben, ist kaum eine einzige von bleibendem Wert, so daß man immer wieder zu Hegels Philosophie der Geschichte zurückgegriffen hat. Der deutsche Idealismus hat uns drei große Entwürfe geschichtsphilosophischer Art gebracht, den Kant-Fichteschen, den Hegelschen und denjenigen von Schelling. Ein soeben im Verlage von Otto Reichl in deutscher Sprache erschienenes Werk des Russen Berdjajew versucht nun gewissermaßen eine Synthese zu dem Schellingschen und Hegelschen Standpunkt[1]).

Freilich ist B. weit stärker als die deutschen Idealisten religiös-kirchlich orientiert, ja, es schwingt in diesen Sätzen unverkennbar die orthodox-katholische Seele des fein empfindenden und geistvollen Russen mit. B. führt im Vorwort sogleich aus, daß der Aufbau einer religiösen Geschichtsphilosophie offenbar der Beruf des russisch-philosophischen Denkens sei. Diese stark religiöse Geschichtsphilosophie ist nun aber bei B. gründlich logisch unterbaut. Er handelt in den ersten Kapiteln vom Wesen des Geschichtlichen (Bedeutung der Tradition. — Das Metaphysische und die Geschichte) und geht dann über zu dem, was er „Himmlische Geschichte" nennt, das heißt, er versucht das Menschenschicksal nicht anthropozentrisch sondern theozentrisch abzuleiten. Für ihn ist nicht die Welt der Natur und die abstrakte Zeit der Naturwissenschaft das Erstgegebene, sondern die Unendlichkeit Gottes und die konkrete Zeit, deren Hauptcharakteristikum die Ewigkeit ist. Mit dem 5. Kapitel beginnt die Durchführung (das Geschick der Juden — das Christentum und die Geschichte — Renaissance und Humanismus). Die übliche Lehre vom Fortschritt wird von B. dann im Schlußkapitel in geistvoller Weise widerlegt und die Gedanken durchgeführt bis zu dem Problem vom Ende der Geschichte.

B.s Hauptthese läßt sich am einfachsten vielleicht so formulieren, daß nach ihm der Mensch sich nur dann bis zu Ende selbst behaupten und die Quelle und das Ziel seines Schaffens nicht verlieren kann, wenn er nicht bloß sich selbst bejaht, sondern auch Gott, in welcher Bejahung aller Relativismus, alle bloß philosophischen Humanitätslehren, alle nur ethische Renaissance überwunden ist im Absoluten, das nicht diskursiv erkannt zu werden braucht, sondern das gegeben oder besser noch: unmittelbar gesetzt werden muß, wenn die Menschengeschichte und das Schicksal des Menschen überhaupt einen Sinn haben soll. Die Sinnhaftigkeit der Menschengeschichte wird also bei B. nicht historisch und philosophisch erwiesen, sondern vorausgesetzt. Indem er sich dafür auf Böhme und Schelling stützt, lehrt er, daß alle Weltentwicklung ursprünglich aus dem in Gott befindlichen dunklen Urgrunde heraus erwachsen

[1]) Nicolas Berdjajew, Der Sinn der Geschichte. Versuch einer Philosophie der Menschengeschichte mit einer Einleitung des Grafen Hermann Keyserling. Verlag O. Reichl, Darmstadt 1925, 308 S., übersetzt von Otto Freiherrn von Taube, gbd. 12.— M.

ist, und daß das „Ende" der Weltgeschichte kein anderes sein kann als die absolute Vergöttlichung. Nicht in der Zeit sondern in der Ewigkeit lösen sich die Schicksale des Menschen und der Menschheit. Alle Versuche einer bloß-menschlichen Kultur, es sei die des Griechentums oder des Neu-Humanismus, es sei die der modernen Nationalität und Soziologie, sind daher abzulehnen, denn sie haben im Grunde ja auch nur dazu geführt, daß der Mensch gegen Ende der neueren Geschichte in eine furchtbare Krise hineingeraten ist, in der er eine tiefe Einsamkeit und Verlassenheit durchlebt. Echte Gemeinschaft ist in Zukunft nur noch wieder zu gewinnen dadurch, daß der höhere Beruf des Menschen und der Menschheit als übergeschichtlich erkannt wird, so daß daher auch nur übergeschichtlich alle die Grundwidersprüche der Geschichte lösbar sind. Manches in dem Schlußkapitel erinnert an Ranke, so wenn es heißt (S. 265), daß es in der Geschichte keinen sich auf gerader Linie vollziehenden Fortschritt des Guten, sondern nur eine tragische, immer tiefer reichende Erschließung der inneren Prinzipien des Seins gibt und zwar aller gegensätzlicher Prinzipien, lichter wie dunkler, göttlicher wie teuflischer. Eine jede Generation der Menschen hat nach B. ihren Zweck in sich selber, hat in ihrem eigenen Leben Rechtfertigung und Sinn in den von ihr geschaffenen Werten und in den eigenen geistigen Erhebungen, die sie dem Gottheitsleben nähern, nicht aber darin, daß sie bloß Mittel und Werkzeug für die folgenden Generationen wären.

Im Vorwort zu der Schrift bemerkt Keyserling einmal in Anlehnung an Spengler, daß Kulturen als solche genau so sterblich sind wie die einzelnen Menschen. Es klingt wie eine Korrektur dieser platten, abgegriffenen These, wenn Berdjajew (S. 266) demgegenüber ausführt, daß die Werte der Kulturen unsterblich sind, weil der Kultur selbst ein unsterbliches Prinzip innewohnt, während die einzelnen Völker als lebendige Organismen, die ihr Geschick in der Geschichte ausleben, sterblich sind. Gleichsam als Motto über das ganze Buch B.s könnte man den Satz aus dem Schlußkapitel setzen: „Unsere schöpferische Arbeit hat nicht im Namen der Zukunft zu geschehen, sondern im Namen der ewigen Gegenwart, in welcher Zukunft und Vergangenheit eins sind".

Jede Seite des Buches von B. verrät den Russen und vieles ist reichlich weitschweifig dargestellt, was sich wohl dadurch erklärt, daß es sich hier um Vorlesungen handelt, die B. in der Moskauer Universität gehalten hat. Sieht man aber von diesen mehr formalen Mängeln ab, so kann man nicht bestreiten, daß in diesem Buche eine geniale Leistung vorliegt, die die ernsteste Prüfung von seiten der deutschen Wissenschaft verdient und die dem deutschen Leser die mannigfachsten Anregungen zu bieten vermag.

Das große Problem.

Von Dr. Ernst Bräuer.

Unsere Weltanschauung ist zwiespältig. Dieser Zwiespalt ist dadurch gebildet, daß einerseits die Geschichtsforschung, die Philosophie und alles Religiöse sich um das Geistige gruppieren, daß ihnen andrerseits in Methode, Denkart und Weltbild die Naturforschung fremdartig und — scheints — unvereinbar gegenübertritt. Die Entstehung, Entwicklung und Gestaltung dieses Gegensatzes soll in diesen Zeilen vom Standpunkte der Naturforschung aus beschrieben und seine Überwindung dargestellt werden.

Es scheint merkwürdig, daß dieser Gegensatz nicht schon längst, vor Jahrtausenden, zum Kampfe geführt hat. Die Stoffwelt, das Außer-uns, ist für den Menschen vor allem anderen greifbar, wirklich, wahr. Das Geistige, den Sinnen nicht wahrnehmbar, ist mehr oder minder unwirklich und unbestimmt für den vom täglichen Leben Befangenen. Gleichwohl zeigen selbst die primitivsten Völker in ihrer Weltanschauung geistige Momente auf und dem frühesten Denken entsprang bereits Religion. In den Anfängen der Forschung, in Babylon, in Ägypten, in Jonien, läßt sich Geistesforschung und Naturforschung gar nicht trennen; und bei Plato ist bereits die Denkart völlig ausgebildet, die heute noch der Standpunkt der geistigen Gruppe ist. Von Plato ab besteht der Dualismus zwischen Geist und Stoffwelt, von Plato und Aristoteles gibt es in der Welt nebeneinander zwei Substanzen, den Geist und die Materie, von Plato ab ist der letzte Inhalt aller Philosophie die Erforschung des Zusammenhanges beider Welthälften, von Plato ab drohte jeden Augenblick der Konflikt, der erst jetzt in voller Gewalt ausgebrochen ist.

Wie stand die Zwischenzeit nun zu dem Dualismus? Das Altertum war vollauf damit beschäftigt, den Begriff Substanz und damit die Unterlage des Dualismus zu entwickeln, zu klären und zu festigen. Es war ja eine ganz große neue Erkenntnis, daß man die Welt, d. h. die handgreiflich und selbständig vorhandene Welt des Stoffes und die nicht minder deutlich, wenn auch nicht greifbar vorhandene Welt des Ichs, der Geister, nicht bloß aus Gegensätzen und Prinzipien erbauen könnte, sondern daß ein wahrhaft seiendes Etwas als Unterlage vorhanden sein mußte: eine Substanz. Draußen in der Stoffwelt war Substanz das, was sich bewegte, das was Attribute und Eigenschaften hatte, drinnen im Menschen war die Einheit des Ichs selbst etwas wesenhaft, substanzhaft Seiendes. Man erkannte es von dem dualistischen Standpunkte als Fehler, daß Pythagoras dem Prinzipe der Zahlen, dem Begrenzten und Unbegrenzten, und daß Demokrit dem Leeren, dem Nichts, den Charakter der Substanz zuschrieb. Aber der Kampf gegen diese abweichenden Lehren — die vom heutigen Standpunkte einen erheblichen Wahrheitsgehalt haben — erschwerte die folgerichtige Weiterentwicklung und verhinderte den Konflikt zwischen den Ansprüchen der beiden Substanzen. Plato tut die Hyle,

den Stoff, recht eigentlich als zu vernachlässigende Größe ab. Und die Forscher, die mehr Interesse für die physikalische Welt und Naturforschung hatten, so vor allem Aristoteles, glaubten die Natur den Denkgesetzen unterworfen und dadurch vollständig beschrieben. Wahrscheinlich hat zu dieser Auffassung entscheidend beigetragen, daß man die Geometrie einerseits aus apriorischen Wahrheiten ableiten zu können glaubte (Parallelenaxiom des Euklid) andrerseits die Gültigkeit ihrer Sätze in der Natur feststellte (Balken lassen sich nach den Dreieckssätzen zusammenfügen usw.); weiter hatte man die mathematische Form der Naturgesetze, vor allem in der Akustik, entdeckt (Abhängigkeit der Harmonien, Saitenlänge und Schwingungszahl voneinander). Die Welttheorie, daß die Natur nach den Denkgesetzen erbaut sei, führte bei Aristoteles zu der seltsamen Gleichung: ein physikalischer Körper, bestehend aus Substanz und Attribut, sei gleich oder wenigstens mehr als analog einem logischen Urteile mit Subjekt und Prädikat. Damit waren aber beide Substanzen sich so ähnlich geworden, daß ihre Identifizierung in der Luft lag, und die Konfliktsmöglichkeit aus der Diskussion ziemlich ausschied.

Auch das Weltbild Jesu trägt diese Züge. Man darf wohl nicht allzusehr dem Fleische, dem Bösen, dem irdischen Leben theoretische Selbständigkeit beimessen. Es löst sich doch schließlich auf im Geistgotte. Dieser gewaltige Denker war wenig theoretisch gerichtet. Aber dadurch, daß aller Kampf gegen das irdische Leben, der das Christentum dann Jahrtausende beherrschte, bei ihm fehlte, hat er stärker als mit Worten seine Auffassung der Identität der ganzen Welt im Geistigen ausgedrückt.

Dieser Zustand des friedlichen Dualismus hatte Jahrhunderte Zeit gehabt, festzuwurzeln. Das Christentum, obgleich es den Gegensatz von Diesseits und Jenseits geradezu pflegte, stabilisierte durch seine ganze Autorität den Primat der geistigen Substanz: die Natur ein Werk des Geistgottes. Die theoretische Identifizierung der geistigen und stofflichen Substanz zu einer Weltsubstanz freilich brachte erst Spinoza. Aber zugleich wird bei Spinoza der Keim der Zwietracht entwickelt: die Höherbewertung der Hyle, der Stoffsubstanz. Der stillschweigende Kompromiß hatte zwei Jahrtausende Bestand; der offizielle Friedensschluß erfolgte in dem Augenblicke, wo der Zwist unvermeidbar geworden war. Es sieht wie eine Vorahnung aus, wie ein Versuch bereits Unvermeidbares abzuwenden.

Was war geschehen? In wenigen Jahrzehnten hatte nach langer stiller Vorbereitung die Naturforschung eingesetzt und gesiegt: das Bild der Welt hatte sich aus dem Jammertale in den Kosmos verwandelt. Galilai, Kepler, Newton — ewige, eherne, große Gesetze lenkten das Weltall droben, lenkten den fallenden Stein drunten, und die Welt des Stoffes war plötzlich unendlich weit und unfaßbar schön geworden. Und die neuen Gesetze erwiesen sich zwar als von der Form der mathematischen Gesetze, aber nicht als ableitbar aus dem Denken. Der Stoff trat mit — scheinbar — erdrückender Klarheit als selbständige Substanz, die eignen Gesetzen gehorchte, dem Geiste der winzig kleinen Menschlein gegenüber, — und schon hatte sich die Selbständigkeit in eine Über-

legenheit verwandelt, der **Materialismus** war da. La Mettrie schrieb: L'homme machine — die andere Substanz war obenauf, die geistige Substanz sollte ein Teil von ihr werden oder, wie einst umgekehrt die Hyle des Plato, neben dem Geiste als unbedeutend verschwinden.

Also die Naturforschung war es, die die vernachlässigte Substanz der Außenwelt in den Vordergrund rückte und dadurch den Streit heraufbeschwor, der bis auf dem heutigen Tag tobt. Die Phasen des Kampfes sind auf Seiten des Geistes der machtvolle Angriff von Kant und Hegel, der doch nicht durchdrang, dann bis heute ein resignierter Stellungskrieg; auf Seiten der Naturforschung ein dauerndes Anrennen gegen die Positionen des Geistes, dann Häckels Verkündigung des endgültigen Sieges in dem Augenblicke, wo im Innern der Naturforschung die gleiche Resignation begann, wie im andern Lager. Und schließlich unter der Oberfläche die große innere Wandlung der Forschung in der leise sich erhebenden Erkenntnis, daß man um Worte gekämpft habe und die Versöhnung nur — die Opferung eines Vorurteils fordere!

Kant hat mit dem Erfolge des Genies die Struktur der geistigen Substanz, der Vernunft, erforscht. An drei Punkten endet sein siegreiches Vordringen: Er nimmt die Phänomene als vom Ich unabhängige Wesenheiten hin. Kants erste Analogie der Erfahrung lautet: alle Erscheinungen enthalten das Beharrliche (Substanz) als den Gegenstand selbst und das Wandelbare als dessen bloße Bestimmung, d. i. eine Art, wie der Gegenstand existiert. In ihrem Beweise wird die Substanzhaftigkeit zwar als eine notwendige Voraussetzung der Tatsache erkannt, daß wir die Erfahrung zeitlich auffassen. Aber es wird gar nicht daran gedacht, die Substanz als einen Ausfluß des Ichs anzusehen, so wie etwa die kausale Verknüpfung. Sondern nach Kant liegt in den Erscheinungen selbst, so wie sie die aprioristischen Gefäße mit Erfahrung füllen, unabhängig vom Ich etwas, was beharrt. Das wird z. B. mit Deutlichkeit dort ausgesprochen, wo Kant von der Substantialität des Ichs handelt; das Ich ist die Substanz mit der Akzidenz des Denkens, so wie jedes Ding die Substanz im Unterschiede an den bloßen Prädikaten und Bestimmungen der Dinge ist. Und gerade das Substanzhafte am Dinge, d. i. an der Erscheinung, machte ihm das „Ding an sich" unvermeidbar. Zuzweit versucht er kategorische Aussagen über die Natur, stellt die Erhaltung des Stoffes als logisches Postulat hin, und wird von der fortschreitenden Forschung, die den Erhaltungssatz als falsch nachweist, widerlegt. Zudritt stellt er selbst der kritischen Vernunft eine ethische Vernunft aus den Erfordernissen der zweiten Welt, der Stoffwelt, gegenüber.

Hegel dringt freilich weit über Kant hinaus und sucht die Synthese der beiden Substanzen begrifflich so, daß die Natur (als „Idee in ihrem Anderssein") zu einer **Bestimmung des Ichs** wird. Hier tritt eine neue Möglichkeit ans Tageslicht, versinkt aber sofort wieder; Hegels Naturphilosophie hat sie nicht fruchtbar zu machen vermocht.

Im Lager der Naturforschung nahm inzwischen der Substanzbegriff immer klarere Formen an. Die Gaskinetik sprach schließlich von den Atomen

der Materie als von „harten elastischen substantiellen Kugeln“ von etwa 70 verschiedenen Arten. Genau gleichzeitig aber setzte auch schon die Verwischung der schönen, freilich etwas banalen, Klarheit ein: Robert Maier stellte den Satz von der Erhaltung der Energie auf und bezeichnete sofort die Energie auch als Substanz. Energie, Wirkfähigkeit, der Typus des Attributes, sollte das logische Gegenteil des Attributes: Substanz sein! Wo war die Arbeit des Aristoteles und Plato geblieben! Energie, das Maß eines zukünftigen Geschehens, sollte Substanz, d. h. der Träger des Geschehens sein! Und das Tollste ward Ereignis: nicht nur, daß die Forschung diesen Nonsens nicht verwarf, sie trieb ihn auf die Spitze, und erkannte, daß alle Materie überhaupt nur Energie sei, nur Klumpen und Klümpchen von Wirkfähigkeit! Jede Wirkung geschieht auf andere Materie in der Physik: die Welt sollte aufgebaut sein aus Klümpchen von Fähigkeit auf eine andre Fähigkeit zu wirken! Hier war der Weg endgültig zu Ende!

Aber nicht bloß die Umwandlung der Materie in Energie allein führte zum Bruche mit der Logik. Die Forschung wies auch nach, daß die Materie, jedes einzelne Atom, bis ins tiefste Innere durchdringbar ist, daß es gar nicht substanzhaft als möglicher Träger von Bewegung und Eigenschaften, als raumfüllendes Etwas vorhanden ist. Die Materie besteht aus punktförmigen Wirkungszentren. Mathematische Punkte ergeben aber in ihrer Bewegung keine Physik, sondern eine Geometrie!

Weiter: die offenbar richtige Theorie von Einstein führt physikalische Wirkungen auf die mathematische Struktur unsres Raumes zurück. Die Art, wie wir messen, wie unser Geist also tätig ist, soll es sein, was uns physikalische Kräfte, nämlich die Anziehung der Himmelskörper vortäuscht!

In allen drei Fällen ist von der physikalischen Forschung der Substanzbegriff angegriffen. In allen drei Fällen ist das Ergebnis der Forschung unvereinbar mit den logischen Eigenschaften der Substanz. Von der Wissenschaft, die den Stoff erforscht, ist seine Substanzhaftigkeit als unmöglich nachgewiesen — das ist die neue völlig veränderte Grundlage unserer Weltanschauung.

In neuester Zeit ist nun die Erkenntnis gewonnen worden, daß hier die Physik selbst eine neue Möglichkeit bietet. Es gibt in der Physik noch ein anderes Sein als das der Substanz; es ist das Sein des Gesetzes. Tatsächlich ist die Naturforschung den Weg gegangen, daß sie eine Eigenschaft des Stoffes nach der andern der Stoffsubstanz nahm und als ein bloßes Gesetz, und zwar ein Gesetz der Bewegung, nachwies. So erging es mit der Wärme, der Strahlung, dem Magnetismus u. s. f. Und schließlich ist sie an dem Punkte angelangt, wo sich ihr unter den Händen der ganze Stoff in ein Gesetz verwandelt hatte!

Nun scheint das schon wieder ein logischer Unsinn zu sein. Solange noch der geringste Rest des Stoffes als Substanz galt, konnte dieser den übrigen Naturgesetzen gehorchen und die Bewegungen, die sie vorschrieben, ausführen. Aber in dem Augenblicke wo der letzte Rest der Substanz verschwand, war ja

nichts mehr da, was den Gesetzen gehorchen konnte, war die Natur zu einem leeren Schemen geworden!

In diesem Augenblicke aber enthüllt sich uns die ganze ungeheure Tragweite der neuen Erkenntnis: wenn die Natur nicht mehr Substanz, sondern bloß ein riesiger Gesetzeskodex ist, dann ist der Streit der beiden Substanzen überwunden; dann ist die andere Substanz, der wir die Namen Geist, Vernunft, Denken geben mögen, zum Objekt der Gesetze der Natur geworden; dann gibt es bloß eine Substanz, den Geist allein in der Welt; dann ist der Natur die höchste Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit gegeben als Gesetz des geistigen Ablaufes.

Nachwort der Redaktion.

Daß dies von Br. im vorigen diskutierte Problem der Materie gerade für uns nach Weltanschauung ringende Menschen des 20. Jhds., von höchster Bedeutung ist, um so mehr, weil ein Physiker vom Standpunkt der Physik aus die Welt geistig zu fassen sucht, leuchtet ohne weiteres ein. Wir haben aber diese Arbeit gebracht dieser Problemstellung halber, nicht etwa weil wir der Lösung selbst oder gar Einzelheiten der Auffassung zustimmten. Vielmehr verweisen wir ausdrücklich auf die eingehenden Eröterungen, wie sie Herr Dr. Odebrecht im Anschluß an ein Buch desselben Verfassers zu diesem Problem (in den „Streiflichtern") angestellt hat. Me.

Theaterbericht.

Deutsche Autoren in Berliner Schauspieltheatern. — Städtische Oper. — Staatsoper.

Wer den Spielplan der Berliner Theater aus den letzten acht Wochen ansieht, findet zu seinem Erstaunen nach all den Klagen über Ausländerei eine große Zahl deutscher Autorennamen.

Hat der Einspruch weiter interessierter Kreise, wie des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller, solches Wunder gewirkt? Und sind nun eine Reihe bisher zu Unrecht verkannter und vernachlässigter deutscher Dichter entdeckt und zu ihrem Recht gebracht worden? Oder muß man dem Witzwort eines bekannten Kritikers zustimmen, wonach die Berliner Theaterleiter die Nichtexistenz deutscher Dramatiker eben dadurch zu beweisen suchten, daß sie just diese Stücke herausbrachten?

Zunächst eine Aufzählung:

Barnowskys „Tribüne" machte bekannt mit Eugen Ortner (geboren 1890) und seinem Volksstück: „Michael Hundertpfund".

Reinhardt gab Franz Werfels „Juarez und Maximilian". Auch dieser Dichter ist 1890 geboren — wie Ortner keiner der Allerjüngsten, doch erheblich bekannter als jener.

Arnold Bronnen aber, um den sich Barnowsky und Jeßner, im „Theater in der Königgrätzerstraße" und im Staatlichen Schauspielhaus, bemühten, ist jetzt immerhin schon vier Jahre älter, als Gerhart Hauptmann bei seinem ersten Erscheinen auf den Brettern der „Freien Bühne" 1889 war; dafür hat der jetzt Dreißigjährige schon

eine Reihe von erfolgreichen Aufführungen und ein gut Teil jener Theaterskandale hinter sich, mit denen Hauptmanns Lauf begann, und manchmal hätte man gewünscht, daß diese Skandale einer ähnlich neuen, ähnlich bedeutsamen Sache gegolten hätten wie anno 89...

Diesen „ernsten" Autoren — „ernst", obwohl Bronnens „Exzesse" sich Lustspiel nennen — reihte sich der jubilierende Fünfziger an: Herbert Eulenburg, dessen ein einziges, noch dazu kleines und schwer um seine Existenz ringendes Berliner Theater, die „Goethe-Bühne", gedachte, als es zu seinem Geburtstag den „Mückentanz" aufführte.

Daneben nun stehen zwei Lustspiele: Zuckmayer, einer der Jungen, für die sich die ihnen zuliebe arbeitende „Junge Bühne" eingesetzt hatte, errang einen seit Weihnachten nicht abgeschwächten Erfolg mit dem „Fröhlichen Weinberg" im „Theater am Schiffbauerdamm"; der bewährte Lustspielverfasser Rudolf Bernauer, einst trefflicher Schauspieler und Regisseur, dann lange Jahre mehrfacher Theaterdirektor und Selbstversorger des Berliner Theaters, hienach in der „Königgrätzerstraße" literarisch ehrgeizig geworden, hat sich nun zu seiner erfolgreichsten Betätigung zurückgefunden und mit Rudolf Österreicher zusammen „Vier Kapitel aus dem Leben eines unanständigen Mädchens" auf die Bühne gestellt: schon dieser Untertitel des „Garten Eden" ließ vermuten, daß ein grundbraves und über alle Einwände erhabenes Mädel die Heldin der vier Kapitel sein würde — und so stimmte es denn auch!

In Verlegenheit, die Historien Ludwig Bergers von der heiteren „Kronprinzessin Luise" und der erschüttert ernst gewordenen „Königin Luise" einzurangieren, nenn ich sie am liebsten hier neben der Arbeit Bernauers: so mancherlei an ihrem Erfolg erklärt sich auch aus der Theatervertrautheit des erfolgreichen Regisseurs Berger, der hier, ebenso wie Bernauer, seine Kunst der Inszenierung am eigenen Werk erproben durfte...

Nun die Erfolge:

Ortner: vortreffliche Aufführung mit hervorragenden Darstellern in den Hauptrollen: — Heinrich George, Dagny Servaes; Regie: Erwin Piscator. — Dennoch kurzes Leben: zu wenig behagte dem Publikum das Geschehen dieser Tragödie eines in seine Schwarzwaldheimat zurückgekehrten Matrosen, der um seines Mariele willen zwei alte Leute totschießt und dann doch nicht des erhofften ruhigen Lebens im so „ererbten" Häusel froh werden darf, sondern dem Gericht verfällt.

Werfel: zunächst einmal ein großer Erfolg der Regie Reinhardts und des von ihm geleiteten Ensembles.

Bronnen: der merkwürdigste Fall!

Zweifellos, daß sichere Kenntnis szenischer Wirkungen dem Autor eignet. Seine „Rheinischen Rebellen", die Leopold Jeßner im Frühjahr 1925 herausbrachte, haben das bewiesen. Eindruckstark dieser zweite Akt, in dem der Separatistenstaat propagiert wird: bühnensicher und bis ins Kleinste berechnet die Wirkung dieser Szene, darin der „rheinische Rebell" Occc von der Saalbühne herab zu der (unsichtbaren) Menge spricht und durch die ihrem Vaterland treue Patriotin Gien Widerspruch, erste Durchkreuzung seiner Pläne erfährt — und darin dann, weiter, der Zusammenstoß zweier Frauen erfolgt, die Occcs Schicksal zu bestimmen suchen. Die kluge, auf Überwindung aller Hemmungen, auf restlose Befriedigung ihres eigenen Ehrgeizes für Occc sinnende, letzten Endes aber doch als Weib zum Manne strebende Landfremde, Pola, deren Zuspruch und deren Geld den Verräter stützen soll — und die andersdenkende Gien stehen gegeneinander — Gien Verfechterin einer heiligen Sache, Pola nicht nur ihre sachliche Gegnerin, sondern Feindin der Frau, die sie als Bedroherin ihrer Liebe, als Siegerin über den Mann (Mann? Schwächling!) Occc erkennt. Und Dichtung wie Darstellung

vermochte das Erstaunliche, daß die in der Idee so sympathische Vertreterin des deutschen Gedankens hier und weiterhin, rein menschlich gesehen, in unserer Schätzung weit unter der von einem Abenteurer und unwürdigen Ausbeuter ihres Gefühls und ihrer Mittel verlassenen und verratenen Helfershelferin der separatistischen Aktion stand — wozu gewiß die Besetzung der Rollen mit der unvergleichlichen Gerda Müller (Pola) und Agnes Straub (Gien) ein gut Teil beitrug, wozu aber in erster Linie doch die Anlage der Szenen durch den Autor führte.

Geschick für szenische Wirkungen verrät sich nun auch in den „Erzessen", die in loser Szenenfolge ohne Durcharbeitung, oft bierulkartig, oft peinlich, die Geschicke zweier drima vista einander Verfallenen verfolgen, bis sich die auf dem Bahnhof Auseinandergerissenen auf dem gleichen Bahnhof in die Arme fliegen: er aus Bozen, sie aus Stralsund zurückgerufen, wohin blinder Zufall die Angestellten des gleichen Hauses verschlagen hatte. Wieviel Ungeschmack aber im einzelnen in diesen Szenen und Szenchen, in denen er von den begehrlichen Gelüsten einer als Type gut erschauten „Joki", sie von den heißen, aber kraftlosen Wünschen eines „Kurt" verfolgt wird — sinnlose Besäufiheit einem „Max" in Bozen zu einer (von Curt Bois virtuos gespielten) Sonder-Solo-Mimik verhilft, oder ungestilltes Verlangen sie die Ziegen Stralsunds um den unbändigen Bock beneiden läßt — oder, in schönem Parallelismus der Gliederung, hier in Stralsund über die Düne, dort in Bozen über einen Wandschirm letzte Bekleidungsstücke der Hildegard oder der Joki fliegen — so daß der weiter ausmalenden Phantasie des Erschauers wenig zu tun übrig bleibt... Zugegeben, daß manches Darstellerische, vieles Szenische interessiert, so bleibt doch das Ganze im günstigsten Fall eine Angelegenheit kleinster literarischer Kreise. Welches Publikum aber soll sich Abend für Abend dafür begeistern? Antwort gibt das Repertoire: man spielt lieber wieder den amüsant herausgebrachten Nestroy: „Einen Jux will er sich machen".

Und nicht viel anders geht's im Schauspielhaus, wo Bronnens „Ostpolzug" das Experiment eines Monodramas sehen läßt: eine einzige handelnde Person, in der sich Züge des gen Osten dringenden Alexanders des Großen mit denen eines modernen Mount Everest-Bezwingers zu irgendeiner Einheit verschmelzen sollen. Eben erwähnter Parallelismus auch hier: Alexander erlebt als Zuhörer die Ermordung seines Vaters — gebannt, unfähig, zu Hilfe zu eilen —, und ein nach Wagnis und Abenteuer gierender Kellner erlebt als Zuschauer den Tod eines Mannes, der ihn für sich gewinnen wollte und nun unfreiwillig zum Erben eines „Anlagekapitals" für eigene Unternehmungen macht. Alexander steht vor Babylon und am vorläufigen Ziel seines „Ostpolzuges" — und jener andere kommt an das ihm wichtige Ziel, ungeheure Mittel für seine Expedition zu erlangen. Alexander soll dem Murren der Truppen im äußersten Alexandrien nachgeben und umkehren — der moderne Eroberer des Ostens kehrt nicht um, ob ihm gleich Automobile versinken, eigenes Weiterfahren nur durch Preisgabe aller in lastenden Gepäckstücken mitgeführten Werte möglich wird, der Tod am Shimsagletscher dicht an dem in eine Felsenspalte Gestürzten vorbeistreift. Alexander stirbt dreiunddreißigjährig — sein Widerspiel in der Gegenwart steht an seinem 33. Geburtstag auf dem Gipfel des Mount Everest: „Triumph der Möglichkeit". Verbindung schafft die Wiederholung gleicher Worte am Ausgang der einen und am Beginn der nächsten Szene. Unlösbare Einheit aber, Synthese? Vermißt. Interessantes Experiment — dem Wesen des Dramas aber so fern wie möglich. Zurückschraubung um annähernd dreitausend Jahre — Fortentwicklung? Warum die Aufführung? Anlaß für Jeßner, unerhörtes Können moderner Regie zu zeigen. Anlaß für Kortner, den ganzen Abend allein auf der Szene zu spielen (Gipfel der „Ensemblekunst"). Anlaß

für den größten Teil des Publikums, nur um so zahlreicher zu den gut besuchten Aufführungen des „Weißen Rößl" zu drängen!

Hier liegt wohl auch die Erklärung für die beiden Lustspiel-Erfolge (Zuckmayers und Bernauer-Oesterreichers), sowie für die Publikumseinstellung zu Bergers Luisen-Stücken: nichts Geflügeltes, sondern theatralisch Wirksames, weil Verständliches — oft schon gar zu Verständliches — will man sehen. Lustspiele um so lieber, als die Zeit selber nichts Aufmunterndes hat — Und Theatergeschick, Bühnenwirksamkeit, den Leuten „vom Bau" am sichersten eigen, gewinnt darum den Preis im Wettbewerb um den Berliner Erfolg... solange wenigstens, wie man sich nicht an ernste und bühnenwirksame Dramen wagt (siehe den Hinweis auf „Gneisenau" von Wolfgang Goetz, im vorigen Bericht!).

Wobei mit allem gebührenden Nachdruck betont sei, daß sich eine bedeutsamere schauspielerische Leistung derzeit kaum finden läßt, als Ilka Grüning sie im „Garten Eden" bietet: diese durch der Zeitläufte Mißlichkeit herabgekommene, nicht heruntergekommene adlige Oberstenwitwe, die elf Monate als Theatergarderobiere im Klausenburger „Palais de Paris" front, um dann den zwölften im Vollgefühl früher gewohnter Lebensart an der Riviera verbringen und wieder einmal ganz Dame sein zu können — sie hat bei allem etwas so ungemein Lebensvolles und Menschliches, daß man gern über die vielleicht gar zu konstruierte Doppellebigkeit dieser „Rosa" hinwegsieht. (Lieber jedenfalls, als über die des Bronnenschen „Alexander".) Schade nur, daß der Hauptheldin des Stückes, der von „Rosa" behüteten und patronisierten, schließlich gar adoptierten wackeren Tilly Hasselberger, kein dankbarerer Ausgang beschieden ist als die Ehe mit einem allbereits stark fossilen Fürsten Ebersmark — nachdem ihr Hoffen auf wahres Glück und ihr Glaube an wahre Liebe durch den „Dozenten" von Wernecke und seine Sippschaft so grausam enttäuscht und ihr die Gelegenheit gegeben worden ist, sich als unvergleichlich wertvollerer Mensch zu erweisen — obzwar sie just in dem Augenblick, in dem der als Hochzeitsgast erwartete Kultusminister eintritt, sich den Brautstaat vom Leibe reißt und hoch erhobenen Hauptes in einem Kostüm dasteht und davonschreitet, das der „Combination"-gabe der Autoren alle Ehre macht... Erika von Thellmann war es beschieden, sich in dieser Rolle einen ganz großen Erfolg zu erspielen — und er wird noch andauern, wenn mancher Bronnen längst versiegt ist.

* * *

Aus den Opernhäusern ist zu melden, daß es in Charlottenburg eine entzückende Aufführung der „Entführung" mit den Damen Ivogün und Lotte Schöne und unter musikalischer Leitung von Bruno Walter gab, der hier zum erstenmal während seiner Tätigkeit als Generalmusikdirektor der Städtischen Oper seinen wohlgegründeten Ruf als Mozartdirigent bewähren konnte; weiter: daß Lotte Lehmann, deren Eva und Elsa wir im Anfang der Spielzeit zu preisen Anlaß hatten, nun in einer ganzen Reihe ihrer großen Rollen erschien und dabei auch an einer Einstudierung von Tschaikowskys „Pique-Dame" mithalf.

Die Staatsoper aber hat, genau auf den Tag zwei Jahre nach der unvergessenen Einstudierung unter dem (leider) nach Köln entschwundenen Eugen Szenkar in der „Großen Volksoper", nun den „Boris Godunoff" von Mussorgski herausgebracht — ein Werk, das nicht wieder vom Spielplan verschwinden darf.

Seltsam dieser Gegensatz zweier Werke russischer Komponisten, von denen der eine sein Werk im gleichen Jahr vollendete, das der Welt die „Götterdämmerung" Richard Wagners schenkte (1874) und fast ein halbes Jahrhundert warten mußte, ehe er ihm ge-

bührende Anerkennung auch außerhalb seiner Heimat fand — während der andere, aus gleicher literarischer Quelle schöpfend wie Mussorgski, mit seinen „lyrischen Szenen" nach Puschkins Dichtungen längst zu Gehör gekommen war, als er 1893 starb. Liegt es daran, daß Tschaikowsky, weniger russisch-national, stärker beeinflußt von westeuropäischer Musik, dem Ohre des westeuropäischen Publikums leichter einging? Vielleicht. Dann erklärt sich aber auch aus dem gleichen Grunde die nicht wegzuleugnende Tatsache, daß diese „lyrischen Szenen", in der „Pique-Dame" so gänzlich undramatisch wie im „Eugen Onégin", an Reiz in demselben Maße verloren haben, wie wir uns von Tschaikowskys Vorbildern auf dem Gebiete der Oper entfernt und dem musikalischen Drama zugewendet haben. Dem Drama, das auch aus den shakespearisch anmutenden Szenen des „Boris Godunoff", bei Puschkin wie, noch stärker, bei Mussorgski zu uns spricht. Dem Drama, dessen naturalistischer Wiedergabe die Musik dienen will — diese Musik, die immer wieder fesselt und nicht an den Verstand, sondern an die Seele rührt.

Und so war denn der stärkere Erfolge dem stärkeren Werk beschieden — eben dem „Boris", als welchen die Staatsoper Theodor Scheidl, den Träger der bezwingenderen Maske, neben Leo Schützendorf als den darstellerisch und stimmlich gewaltigeren Vertreter dieser Hauptrolle, zu stellen hatte. Schade, daß nicht alle anderen Rollen gleich gut besetzt werden, nicht der starke Eindruck der früheren Aufführung erreicht, nicht als treibende Kraft der nun zu aller Freude wiederkehrende Leo Blech ans Pult gesetzt werden konnte... Schade, auf der andern Seite, daß alle aufgebotenen gesanglichen Kräfte und Bruno Walter selber nicht der „Pique-Dame" zu einem lebensvolleren Dasein werden verhelfen können: wie vor zwanzig Jahren, da Emmy Destinn sich für das Werk einsetzte, so wird auch heuer die Aufführung nur interessante Reprise, nicht aber Dauerfolg bedeuten.

Dr. Hans Lebede.

Streiflichter.

Zur Überwindung der Materie. Die unerhörten Fortschritte der physikalischen Wissenschaften, die wunderbaren Resultate messender Forschung legen der Gegenwart den Gedanken nahe, mit größerem Erfolge denn je zuvor das Erfahrungsganze spekulativ zu durchdringen und die Ergebnisse einer spröden Wissenschaft der erkenntnistheoretischen Forschung oder einer metaphysischen Grundlegung zuzuführen. Die Hauptvertreter der Physik, an der Spitze der holländische Physiker Lorentz, erklären, daß die Bewertung der Relativitätstheorie größtenteils zur Erkenntnislehre gehöre; die systematischen Theoretiker, vor allem H. Weyl, erfassen den „Gegenstand der Erfahrung" im Sinne der Transzendentalphilosophie. Und auch in Plancks populären Vorträgen finden sich vielfach spekulative Gedankengänge. Kühner, ungestümer als in den noch immer vorsichtig kühlen Betrachtungen dieser Forscher regt sich der Drang zu spekulativem Zusammenschluß in dem Buch eines jungen Gelehrten, der den Mut hat, „nach dem Zusammenhang aller Dinge im Endlichen und Begrenzten" zu suchen, ohne doch den Anspruch zu erheben, Metaphysik zu treiben [1]). Bräuers Betrachtungen wollen also nicht am Maßstabe großer philosophischer Systeme gemessen sein, sie sind den Reflexionen eines Wanderers vergleich-

[1]) Dr. Ernst Wasa Bräuer. Überwindung der Materie. Lpzg. Joh. Ambr. Barth. 1925. 108 S.

bar, der von hohem Bergesgrat den Blick sinnend über die Landschaft schweifen läßt, die sein eilender Fuß bezwungen hat. Immerhin möge es uns gestattet sein, den z. T. an Berkeley orientierten spekulativen Ausblicken einige kritische Bemerkungen beizufügen.

Der Begriff des Naturgesetzes wird für Bräuer zum Prinzip des Weltablaufes, ist der Weltablauf selber. Die Welt „rechnet sich weiter“. Geschehen und Denken in gesetzmäßiger Funktion sind identisch. Das Ich, die Menschen, Gott sind Denkströme; Stoffwelt und mathematische Mengenwelt sind innig miteinander verbunden. Halten wir hier einen Augenblick inne! Die Überwindung der Materie, des schlechthin beziehungslos Stofflichen, ist der modernen Naturwissenschaft durch die Relativitätstheorie gelungen. Diese Überwindung — das ist wohl festzuhalten — ist nun eigentlich nicht Überwindung im Sinne eines Fertigwerdens, Sichabfindens mit etwas Unveränderlichem: Was überwunden ist, betrifft einen mathematischen Ordnungsbegriff, der für die wissenschaftliche Theorie entbehrlich geworden ist. Newtons System der Mechanik vermochte den Begriff der „Materie“ noch nicht zu entbehren, sein Weltbild beruhte noch auf dem demokritischen Gegensatz des „Vollen“ und „Leeren“. In dem zweiten, von Heinrich Hertz gezeichneten Weltbild tritt an die Stelle der Kraft als der mechanischen „Ursache der Bewegung“ die Energie. Faraday ersetzt das „Reale“ der Materie durch die Kraftlinien, bis sich in der neusten Zeit physikalische Gegenständlichkeit nur noch als Komplex von Funktionsverhältnissen in einer (3 + 1) dimensionalen metrischen Mannigfaltigkeit herausstellt. Die Überwindung der „Materie“ als Hilfsbegriffes für wissenschaftlichen Ordnungsbesitz darf nun aber nicht mit einer Überwindung im realen Sinne verwechselt werden. Hier liegt ein Irrtum vor, dem das Nachdenken über sinnliche Gegebenheit immer von neuem verfällt. Naturwissenschaftliche Hilfsbegriffe, sei es nun „Materie“, „Kraft“, „Jonen“, „Quanten“ u. dgl. sind „Geschöpfe der Logik, [illegible] (Dilthey). [illegible] von einem solchen naturmythenhaften Illusionismus durch seine Gleichsetzung: Weltablauf = Denkbewegung freifühlen; dann aber wäre er zu der Konsequenz gezwungen, die Entwicklung naturwissenschaftlichen Ordnungsbesitzes von unvollkommener zu vollkommenerer Erkenntnis als wirkliches Weltwerden anzuerkennen, wie er denn auch neben dem Denkgesetz von einem Wachstum des Gesetzes spricht. Die sich hieraus ergebenden Widersprüche liegen auf der Hand. Das Weltdenken — wenn es ein Werden im göttlichen Weltgesetz gäbe — stände also zu einem früheren Wachstumsstadium im Verhältnis von wahr und falsch. Die Materie ist also ein Fehler, den das Denken als Weltbewegung selbst begangen hat; wobei es allerdings unverständlich bleibt, wie überhaupt so etwas wie Fehler und Irrtum möglich ist, wenn nicht der Ablauf der Welt als fortwährender Irrtum angesehen werden soll. „Überwindung“ im theoretischen Sinne heißt also lediglich „Verbesserbarkeit“ unseres wissenschaftlichen Ordnungsbesitzes. Immer gilt allein das Recht der größeren Erfahrbarkeit, gilt als Rechtsausweis die einheitliche Gestaltungsnotwendigkeit des wißbaren Teiles von „Natur“, ein Ausweis, der durch Argumente forschenden Denkens bestärkt, aber auch unter Umständen durch triftigere Argumente wieder in Zweifel gezogen werden kann (man vgl. hierzu die Erklärungen Einsteins zu den Versuchen des Amerikaners D. Miller vom 25. 1. 26 in der Mathematisch-Physikalischen Arbeitsgemeinschaft). Das Wachstum des Denkens legitimiert sich also nur an dem, was im kantischen Sinne mit dem Charakter von Objektivität anerkannt wird. Sicherlich ist „Metageometrie“ zunächst etwas bloß subjektiv Vermeintes in bezug auf das Zeichen „Raum“. Sobald aber dieses Vermeinte zum Erleben von Natur in das Eidos „Raum“ gestaltend eingehen muß, erhält es Sinn und Bedeutung und wird zu einem maßgebenden Faktor für das Zustandekommen des

Evidenzerlebens und erhält damit „objektive" Allgemeingültigkeit. In diesen Stolz kritischer Geschehenskonstruktion im menschlichen Geiste mischt sich nun notwendig ein uns von Kant gelehrtes großes Maß von Selbstbescheidung. Allein die Verbesserbarkeit, aber auch der prinzipielle logische Charakter des Gesetzes verbietet seine Gleichsetzung mit dem wirklichen nichtumkehrbaren Geschehensablauf im Hier und Jetzt. „Reales" Geschehen ist nimmermehr identisch mit mathematischer Funktion; immer handelt es sich lediglich um eine Zuordnung zwischen beiden Reihen, und nicht einmal um eine erschöpfende. Bräuer unterliegt hier der Dialektik des Möglichkeitsbegriffes der vorkantischen Ontologie. Er verwechselt die logischen mit den psychologischen Bedingungen des Denkstromes und macht die logische Möglichkeit des Gesetzes zum Realgrund wirklichen Geschehens. Dem Verfasser sei hieraus kein Vorwurf gemacht. Er kommt aus dem Grunde des Zauberberges, hat das Gold durch seine Finger rieseln lassen und legt es verzückten Auges in die Hände des entzauberten Kritikus. Der aber weiß, daß die größten Geister diesem Zauber erlegen sind, daß Laplace, der sich mit dem Gedanken einer Weltformel beschäftigte, das stolze Wort gesprochen hat: Une intelligence qui, pour un instant donné, connaîtrait toutes les forces dont la nature est animée et la situation respective des êtres qui la composent, — — embrasserait dans la même formule les mouvements des plus grands corps de l'univers et ceux du plus léger atome; rien ne serait incertain pour elle, et l'avenir comme le passé, serait présent à ses yeux.

Es braucht nicht daran erinnert zu werden, daß sich der Möglichkeit, das reale Sosein des Geschehensablaufes in das Gesetz einzubeziehen, mathematische Bedenken entgegenstellen (worüber bei Poincaré nachzulesen). Methodik im kritischen Sinne bewährt sich allein in dem Zurücktreten vom Einzelobjekt mit seinen Ansprüchen auf Absolutheit. Nur durch diesen von Kant gelehrten „Actus des Verstandes" ist Erleben der Bewußtseinsregion „Naturerfahrung" in ihrer Ganzheit möglich, und nur so hat sich exakte Naturforschung als konstruktive Methode bisher entwickelt. „Überwindung" aber ist dann für physikalische Forschung identisch mit „Reinigung" des physikalischen Gegenstandes im Sinne einer Entwicklung zum reinen „Ordnungs"-Gegenstand. Wenn das Qualitative in mythischer Naturphilosophie noch eine bedeutsame Rolle spielt, wenn Newton noch von ihm abhängig erscheint und selbst Kant noch an eine apriorische Ableitung des Begriffs der Materie glaubt, so weiß die moderne Naturwissenschaft, „daß von dem Inhaltlichen jener unmittelbar erfahrenen Wirklichkeit in die physikalische Welt im Grunde nichts eingeht", daß die „ganze physikalische Realität als eine bloße Form" erscheint, daß die „Physik zur Geometrie" geworden ist, zu einem Erlebnis von „Weltmetrik", in der die Materie lediglich die Bedeutung von „Energieknoten" besitzt. Die letzten Worte stammen von dem auch von Bräuer hochgeschätzten modernen Forscher H. Weyl (Raum, Zeit, Materie. Berl. 1920, S. 262 ff.); ich führe sie an, um die Übereinstimmung des Verfassers mit jenen Gedankengängen zu zeigen. Ganz anders aber wird von Weyl die „Überwindung" verstanden. Seine klassischen Ausführungen enden in dem Bekenntnis, daß die Gesetze der Physik nur mit der „formalen Verfassung der Wirklichkeit" zu tun haben. „Über das Inhaltlich-Wesenhafte dieser Wirklichkeit machen sie nichts aus, der Grund der Wirklichkeit wird in ihnen nicht erfaßt". „Überwindung" heißt also für Weyl lediglich Einklammerung realer Erlebniskoeffizienten, die von der Formel nicht erfaßt werden, und nur bis hierher geht physikalische Forschung. Für Bräuer bedeutet dagegen „Überwindung" auch gleichzeitig Durchstreichung als Erlebniskoeffizient, was zum mindesten eine spekulative Grenzüberschreitung des Forschungsbereiches bedeutet.

Je klarer sich also wissenschaftliche Erkenntnis entwickelt, je schärfer und übersichtlicher das kategoriale Zusammenhangsbewußtsein wird, um so weiter rücken wir in dieser Region von der „Erkenntnis" des Sinnendinges ab, und um so deutlicher macht sich die Überzeugung geltend, daß hier das letzte Wort über die Fülle unseres Erlebens nicht gesprochen werden kann. Daß es über den „Gegenstand" funktionaler Zuordnung hinaus noch nicht-umkehrbare Jetzt-Hier-Verknüpftheit gibt und außerdem noch unsäglich viel mehr, was durch begriffliche Abstemplung auch nicht einmal angedeutet werden kann, unterliegt keinem Zweifel. Wir dürfen Kants gewaltige Doppelleistung nicht aus dem Auge verlieren: Erstens die Forderung: das Reale, soweit es sich als Aufgabe für das kogitative Bewußtsein geltend macht, als Gegenstand der Erfahrung zum immanenten Ordnungsbesitz zu erheben, und alles andere, was dieses Reale sonst noch sein könnte, unter der privativen Bezeichnung eines „Dinges an sich" aus dieser Sphäre zurückzuweisen; zweitens die Erkenntnis, daß Synthesis a priori sich innerhalb dieser Sphäre nicht mehr nach den „Dingen" zu richten hat, sondern selbst richtunggebend für Gegenständlichkeit wird. Die kritische Grenzfestsetzung für diese Sphäre ist nicht im Sinne eines resignierenden Ignorabimus zu verstehen, sondern bedeutet nur klare Ganzheitserfassung von theoretischem Ordnungsbesitz, bewußte Bescheidung hinsichtlich des Anteils am „Realen" und gleichzeitig Überweisung des unaufgelösten Restes an andere Sphären des Gesamtbewußtseins. Das Erleben intensiver Bewußtseinszusammenhänge ist etwas, was sich nicht „auf den Calcul reduzieren" läßt. In dem Punkt ist Goethe im Recht, wenn er ruft: „Fahrt nur fort nach eurer Weise — Die Welt zu überspinnen! — Ich in meinem lebendigen Kreise, — Weiß das Leben zu gewinnen."

Überall dort also, wo der Verfasser vom Wachstum im Weltdenken spricht, wo er dieses Wachstum als Sittlichkeit und Freiheit des Willens preist, überschreitet er, mag er es zugeben oder nicht, das Geltungsgebiet physikalischen Ordnungsbereiches und begibt sich auf den schwankenden Boden einer analogisierenden Spekulation, wo ihn eine durch Tausende von Fehlschlägen behutsam gewordene philosophische Forschung leicht zu Fall bringen könnte. Wir achten des In-die-Irre-Gehens nicht, wir schätzen vielmehr den Mut des Weiterdenkens, den hohen, idealen Gedankenflug des Verf. und begrüßen in ihm einen Streiter des Geistes, dem der Stolz und die Erhabenheit seiner Wissenschaft nicht den Atem benimmt und nicht die Sehnsucht nach etwas Höherem aus der Brust reißt, was **nicht** in dieser Wissenschaft beschlossen liegt.

R. Odebrecht.

Aus alten und neuen Büchern.

Gleichheit und Gerechtigkeit. Aus Rudolf Stammler, „Lehrbuch der Rechtsphilosophie", Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1923, br. M. 8.—, geb. M. 9.50, 395 Seiten.

Vorbemerkung der Redaktion.

Wir drucken hier einen Abschnitt aus Rudolf Stammlers Lehrbuch der Rechtsphilosophie ab, der für unsere Leser von ganz besonderem Interesse sein wird, da vor kurzem (19. Februar) der bekannte Gelehrte und Rechtsphilosoph seinen 70sten Geburtstag gefeiert hat. Stammler ist auch in **weiteren Kreisen** bekannt geworden, vor allem durch seinen Kampf gegen die materialistische Geschichtsauffassung, den er in mehreren Arbeiten, größeren und geringeren Umfangs, ausgefochten hat. Wie hier, so hat St. auch auf seinem eigentlichen Gebiete der

Rechtswissenschaft und -philosophie materialistisch-relativistische Anschauungen energisch bekämpft und ist für eine allg. Rechtsidee als „Leitstern der bedingten Erfahrung", des positiven Rechts eingetreten. Me.

Einer der verhängnisvollsten Irrtümer, besonders in der neueren Zeit, ist die Verwechslung der Idee der Gerechtigkeit mit der Forderung äußerer Gleichheit.

Hierüber ist das Folgende zu bemerken:

1. Es versteht sich von selbst, daß die Menschen, wenn man sie als Einzelwesen betrachtet, recht ungleich geartet sind. Die Behauptung einer natürlichen Gleichheit kann von vornherein nicht sowohl als eine auszumessende Gleichheit, also im Sinne der Einerleiheit einer Größe mit einer anderen gemeint sein. Sie zielt auf die übereinstimmende Beschaffenheit von Gliedern derselben Gattung. Gerade in dieser Beziehung bestehen jedoch der Materie nach die größten Verschiedenheiten unter den Menschen. Sie unterscheiden sich in natürlicher Weise nach Alter, Geschlecht, Gesundheit und vor allem nach ihren geistigen Anlagen zur Richtigkeit im Erkennen und Wollen.

Das wiederholt sich in stärkster Weise bei jeder sozialwissenschaftlichen Betrachtung. In dem gesellschaftlichen Zusammenwirken handelt es sich um das Verbinden menschlicher Zwecke als Mittel füreinander (§ 35). Folglich kommt es bei der Frage nach sozialer Gleichheit auf die Tauglichkeit dieser Mittel im Ganzen des Zusammenlebens an, und es läge in der Behauptung jener Gleichheit geradezu die Aufstellung, daß alle Willensinhalte und alle Menschen, als einheitliche Träger von ihnen, von dem gleichen Werte für das Ganze der fraglichen Gesellschaft seien, — ein Satz der töricht und unhaltbar sein würde. Die Bedingtheit alles menschlichen Strebens, die Abhängigkeit von den jeweils besonderen Einflüssen der Überlieferung aus anderen Zeiten und Zuständen her kann sich nie restlos auflösen lassen. Jene Einflüsse werden höchstens anderen Gründen für eine vielleicht neue und geänderte Ungleichheit Platz machen.

2. Die soziale Ungleichheit ist in technischer Hinsicht von wohltätiger Bedeutung. Sie ist ein immerwährender Ansporn für einen jeden, seine bedingten Pflichten gut zu erfüllen und sein Bestes im Zusammenwirken zu liefern. Das bezieht sich schließlich auf alle, gleichviel wie die Verschiedenheit der einzelnen Persönlichkeiten sich gestaltet. Dagegen würde jener Antrieb nach dem Phantasiebilde einer vollkommenen und quantitativen Gleichheit wegfallen. Es gibt aber in aller empfindbaren Wirklichkeit ausschließlich ein bedingtes Wollen. Darum ist das Einstellen jenes Mittels der ungleichen Lage für den Inhalt des verbindenden Wollens gar nicht zu entbehren und ist keineswegs abzulehnen. Soweit dem Politiker das besondere Ziel vor Augen steht, Eifer und Fleiß und Tüchtigkeit der Rechtsangehörigen nach ihren immer bedingten Triebfedern und Strebungen zu heben und zu fördern, kann er auf jenes Mittel der Ungleichheit nicht verzichten, ohne seine jeweils gestellten Aufgaben schlecht zu erfüllen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine quantitativ gemeinte Gleichheit denkt an eine gleiche Verteilung von Annehmlichkeiten. Dieses scheitert an der Unhaltbarkeit jeder Glückseligkeitslehre als philosophischen Prinzips (§ 93, Nr. 2). Es ist ein unklarer Plan, das Glück in gleichen Anteilen den einzelnen Menschen zuzuweisen; und es besteht mit nichten das höchste Gesetz für menschliches Wollen in dem Streben nach möglichst hoher persönlicher Lust. Andernfalls ginge man notgedrungen in einen bloß subjektiven dieses oder jenes bedingten Menschen unter und verfiele dem inneren Widerspruche, daß begrenzte Ziele für bestimmte Menschen oder Gruppen das unbedingt gültige Merkmal für ein grundsätzlich richtiges Wollen wären.

Statt dessen lehrt die Besinnung auf die Idee der Gerechtigkeit, daß die Art des Zusammenlebens nur dann grundsätzlich richtig geführt werden kann, wenn in den bedingt gestellten Aufgaben ihrer sozialen Beziehungen keiner dem bloß subjektiven Belieben des andern unterliegt. In diesem Rahmen und unter Festhalten solchen idealen Blickpunktes der Vermeidung von jeglichem Subjektivismus ist freilich das Wohlergehen der einzelnen Rechtsangehörigen tunlichst zu fördern. Immer aber so, daß damit der Stoff des politischen Tuns geliefert wird, aber keineswegs darin sein Gesetz liegen soll, wie das Begehren nach quantitativer Gleichheit es unbegründeterweise behaupten müßte.

4. Darum sind Gerechtigkeit und Gleichheit zwei verschiedene Vorstellungen.

Die Gerechtigkeit, welche die Idee des Rechtes ist (§ 91 f.), steht als sicherer Leitstern durch alle Zeiten hindurch fest. Sie folgt aus der Idee der Willensreinheit in deren Anwendung auf das soziale Leben und ist in ihrem Inhalte als die Idee einer Gemeinschaft frei wollender Menschen klarzustellen und praktisch zu bewähren.

Das Begehren einer Gleichheit versagt von vornherein bei der Wegeleitung für grundsätzlich ausgeführte Praxis in rechtlichen Streitigkeiten. In den Fragen der Gesetzgebung aber bleibt jede Bezugnahme — auch wenn sie sich nicht schon durch ihren eudämonistischen Charakter widerlegt — durchgängig vag und unbestimmt. Meint man z. B., daß jeder das gleiche Recht auf Ausbildung habe, so ist das in Wahrheit nichtssagend. Die damit geforderten Einrichtungen und Maßnahmen können nicht unabhängig von den Besonderheiten historisch gegebener Zustände getroffen werden und müssen sich, wenn sie grundsätzlich berechtigt sein sollen, in das Ganze einer bestimmten Gesellschaftsordnung einfügen (§ 172). So gibt es kein natürliches Recht, das in seinem stofflich ausgeführten Inhalte von geschichtlichen Bedingtheiten losgelöst bestände. —

So überbleibt allen Menschen übereinstimmend die Aufgabe zum guten inneren Wollen, zum begründeten Richten ihrer wünschenden Gedanken. Und in dieser Aufgabe sind sie alle einander gleich. Einem jedem verbleibt solche Aufgabe, ohne Rücksicht auf ihre Verfolgung und Lösung bei einem anderen Menschen, — jeder hat innerlich gut zu sein, gleichviel, wie sein Nebenmann es damit hält.

Und vor Gott sind alle Menschen gleich. Hier steht der Einzelne für sich dem absoluten Gedanken gegenüber. Seine Unvollkommenheit mag sich in recht verschiedener Weise darstellen, — für diese Frage kommt es nur auf die überall gleiche Unzulänglichkeit jedes Menschen gegenüber der göttlichen Heiligkeit an.

So kann auch in der sozialen Frage die gesuchte Gleichheit aller Menschen nur das Vorhaben bedeuten, überall den Rechtsgedanken festzuhalten und ihm nach seinem Begriffe und nach seiner Idee gleichmäßig zu folgen. Es soll Willkür vermieden werden, und ein jeder im Zusammenwirken verschiedenster Art als Selbstzweck stehen bleiben. In diesem Sinne, aber auch nur in ihm, ist der Ausdruck von der Gleichheit aller vor dem Gesetze in neueren programmatischen Aufstellungen von Grundrechten in einer Verfassung von sachlichem Sinne und begründeter Bedeutung.

Ranke über das Bismarcksche Zeitalter. In alle dem, was wir erleben, läßt sich eine historische, ich sage nicht Notwendigkeit, aber Folgerichtigkeit wahrnehmen. Auf das lebendigste erinnert man sich einer Rede, mit welcher der verstorbene König Friedrich Wilhelm IV., der ebensoviel Geist wie Gemüt hatte, den vereinigten Landtag eröffnete (1847). Sein Sinn war, durch eine auf die alten ständischen Ele-

mente gegründete Verfassung die Religion und den Thron zu sichern. Denn niemand sah die Gefahr der sozialen Bewegungen, die damals in der Schweiz die Oberhand bekommen hatten und von diesem Mittelpunkt des europäischen Kontinents vordrangen, deutlicher, und bestimmter voraus; er schaute sie mit seinen Augen an, die Rede hatte keinen anderen Sinn, als eben das Ziel der neuen Verfassungsedikte, welches darin lag, Provinzen und Bevölkerungen einer alles negierenden Faktion gegenüber um seinen Thron zu sammeln. Fragt man aber nach dem Erfolg dieser Kundgebung, so ward sie auch von sonst verständigen Männern eher verlacht als verstanden. Die Versammlung selbst hatte nur ihr eigenes Interesse im Auge, das konstitutionelle System mit enger Beschränkung des Königtums zu gründen; sie sah in der Rede des Königs eine phantastische Verteidigung des göttlichen Rechtes, das sie zu bekämpfen für ihr Recht und beinahe für ihre Pflicht hielt. Mit vieler Mühe wurden noch die Bestimmungen über die Verfassung so weit gebracht, daß sie lebensfähig erschien. Aber in diesem Momente brach der Sturm schon aus, den der König vorausgesehen hatte. Die neue Einrichtung war viel zu schwach, um dem allgemeinen Sturm widerstehen zu können. Aber vollkommen gelangte die revolutionärsoziale Bewegung doch auch nicht zum Ziele. Die Verfassung, welche endlich zustande kam, weit entfernt, den ursprünglichen Ideen zu entsprechen, nahm nun doch auf liberaler Basis einen Anlauf zum Widerstande, der jedoch bei weitem schwächer war als der früher beabsichtigte, und unter den folgenden inneren Streitigkeiten noch viel schwächer wurde.

Schon in der sogenannten neuen Ära unter dem Prinzregenten, in welcher der Liberalismus dominierte, wurde derselbe doch inne, daß neben ihm noch andere Mächte, die weiter hinaus wollten, vorhanden waren. Jene Zeiten des sogenannten Konfliktes stellen dann bloß die Verlegenheiten dar, in die man geriet, so daß sogar ein großer Krieg unternommen wurde ohne Beistimmung der Versammlung der Abgeordneten. Wären die Kriegsunternehmungen mißlungen, so würden die Inhaber der Regierung vielleicht mit dem Leben dafür haben büßen müssen. Aber sie gelangen — unerwartet rasch und entscheidend. Alles staunte, als dann doch die Regierung, statt ihres Vorteils sich zu bedienen, die Stände nur um Indemnität anging und das liberale System, das offenbar in Nachteil geraten war, wieder adoptierte. Dabei mögen persönliche Gründe mitgewirkt haben, der vornehmste aber war doch ein anderer.

Nach dem errungenen Sieg boten sich zwei verschiedene Systeme dar. Das eine war mit einem Wort: Groß-Preußen. Die Absicht lag vor, die deutschen Staaten noch schwächer zu machen als bisher, z. B. die fränkischen Fürstentümer von Bayern zurückzufordern, zugleich auch Hannover bestehen zu lassen, aber durch Beschränkungen unschädlich zu machen — genug, ein faktisches Übergewicht des alten preußischen Systems zu gründen. Dieser Gedanke stimmte aber doch nicht mit der herrschend gewordenen liberalen Tendenz. Und man ergriff einen anderen, welcher in bezug auf die auswärtige Politik dahin ging, Hannover und Hessen einzuziehen und mit den übrigen Mittelstaaten eine enge Verbindung zu schließen, wie es dann mit dem norddeutschen Bunde geschah. Dieser Bund enthielt eigentlich die Idee von Klein-Deutschland, ohne daß man sie gerade ausgesprochen hätte. Er war wesentlich liberal, inwiefern auch das welfische Königtum von Gottes Gnaden aufgehoben wurde und in den süddeutschen Staaten das liberale Prinzip begünstigt werden mußte, um dem Partikularismus entgegenzutreten.

Man mißverstehe mich nicht; der Untergang Georgs V. war mir unendlich schmerzlich, peinlich auch die Mißgriffe, die bei den ersten Einrichtungen in Hessen vorkamen; aber dabei hätte man sich doch auch die Augen verschließen müssen, wenn man das große Interesse mißkannte, das eine konsolidierte Bundesverfassung dem mächtigen französischen

Reiche gegenüber für den deutschen Namen hatte. Daß Napoleon III., nachdem er Österreich und Rußland besiegt hatte, auch Preußen angreifen würde, um die Machtsphäre der alten französischen Politik wiederherzustellen, darüber konnte kein Zweifel sein. Als es 1870 zu diesem Bruche kam, war doch eine allgemeine Erregung über den Ausgang, den die Sache nehmen könnte, erkennbar. Allein die Einziehung von Hessen und Hannover und das Bundesverhältnis zu den süddeutschen Staaten wirkten dahin zusammen, daß man Frankreich glücklich bestehen konnte und bestand. Das napoleonische Regiment stürzte vollkommen zusammen; von dieser Gefahr wurde Europa befreit.

Das Ereignis aber hatte noch eine andere Seite. Die revolutionären und kommunistischen Elemente, welche das Kaisertum gebändigt hatte, gewannen eine freie Bahn; sie gelangten in der großen Kommune eine Zeitlang zu dominierender Gewalt. Es waren dieselben, welche 1848 die Welt in Bewegung gesetzt hatten, und allenthalben traten sie mächtig hervor. Die Niederlage, die sie in Frankreich erlitten, war doch noch weit entfernt, eine vollständige zu sein; überall erhoben sich analoge Bestrebungen. Sie haben zwei hiervon unabhängige Ursachen. Die eine: das übermäßige Gewicht, das man auf Industrie und Fabriken legte; und eine Vermehrung der Menschenzahl in starken Proportionen, die ihre Ernährung eben in diesem Fabrikwesen fanden, in der untergeordneten Rolle, die ihnen darin angewiesen war, unzufrieden, unaufhörlich gegen den Besitzer ankämpften, Arbeitnehmer gegen Arbeitgeber und dann auch gegen den Staat, der diese beschützte. Indessen war auch eine Partei aufgekommen, welche nicht allein die Religion leugnete, sondern auch alle Moral und dies als Fortschritt der Welt betrachtete. Diese Richtung bekam jetzt dadurch eine wirkliche Macht, daß das allgemeine Stimmrecht eingeführt wurde. Wie kam es, daß man auch diese Erfindung der Franzosen in Deutschland annahm? Es beruhte auf der schon angedeuteten Notwendigkeit, den Partikularismus in den verschiedenen Staaten niederzuhalten, was nur dadurch möglich wurde, daß man den liberalen Ideen das Übergewicht verschaffte. Dabei konnte aber zwischen Liberalismus und Sozialismus ein Unterschied gemacht werden und manchem mag der Gegensatz, welchen der Liberalismus in dem Sozialismus fand, erwünscht gewesen sein.

Genug, diese Direktionen der arbeitenden Klassen, die sich zuerst in all den Streiks, die jahrelang an der Tagesordnung waren, manifestierten und gegen die Herrschaft des großen Kapitals über die kleine Arbeit reagierten, wurden allgemein, wie in der übrigen zivilisierten Welt, so namentlich in Deutschland. Die Freiheit der Presse, der Vereine, welche gesetzlich unantastbar bestand, gab der Agitation ein weites Feld. Das Gegenteil der Religion wurde auf den Dörfern gepredigt. Und da nun alle diese Aufregung doch keine Erleichterung hervorbringt, so erfolgte, daß sie in immer heftigeren Schwingungen pulsierte und zuletzt zu gräßlichen Attentaten geführt hat. Ich glaube bei denselben nicht an ein Komplott, aber an ein Miasma, das eben durch die Presse fortgeleitet wird und besonders da, wo eine Prädisposition des Geistes besteht, die abscheulichsten Gewalttaten hervorruft. Die liberalen Gesetze: Freizügigkeit, Zivilehe usw. haben die Bewegung nicht hervorgebracht, aber sie haben die Gesellschaft der Mittel beraubt, ihr zu widerstehen. Gesetzlich zu widerrufen, was gesetzlich eingeführt ist, das Organ des Fortschrittes zum Organ des Rückschrittes zu machen — wenn wir uns dieser Worte ohne Lob oder Tadel bedienen dürfen —, ist unendlich schwer. Soll man aber darum verzweifeln? Ich denke nicht. In der Gesellschaft liegt doch ein Selbsterhaltungstrieb, welcher unvermeidlich wirken muß. Wir haben noch immer erlebt, daß der Verkehrtheit, der Immoralität und Gewaltsamkeit auch ein Ziel gesetzt ist. Ormuzd und Ahriman kämpfen immer. Ahriman arbeitet immer an der Erschütterung der Welt, aber sie gelingt ihm nicht. So denkt ein alter Mann. (Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte.)

Bücherbesprechungen.

Philosophie.

Richard Kroner. Von Kant bis Hegel. Erster Band. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1921. XX. und 612 S. — Zweiter Band, ebenda, 1924. XXIII und 526 S. (Dritter Teil des „Grundrisses der philosophischen Wissenschaften" herausgeg. von Fritz Medicus.)

Die Philosophie der Gegenwart und mit ihr die allgemeine Geisteskultur ist an die systematischen Grundgedanken vor allem von Kant und Hegel gebunden, diese Einsicht bricht sich immer mehr Bahn und damit das ernste Bemühen, diese gewaltigsten Genies von innen her, nicht mit billiger Einzelkritik, von der Peripherie aus, zu verstehen. Das fast 1200 Seiten umfassende Buch von Richard Kroner stellt einen bedeutsamen Schritt auf diesem Wege dar. In vortrefflicher Weise ergänzt es und führt es weiter die kürzere Darstellung von Nikolai Hartmann (Die Philosophie des deutschen Idealismus I. Teil: Fichte, Schelling und die Romantik. Berlin, 1923, bei Walter de Gruyter u. Co.), wobei zu bemerken ist, daß es Kroner in erster Linie auf das Philosophisch-Systematische ankommt, so daß alles Nebenwerk (Biographisches, Beziehungen zur Romantik, kleinere Schriften, Gebiete der Philosophie, die mehr nach der Seite der Anwendung der Probleme liegen) in dieser straff gegliederten Erörterung der Grundprobleme außer acht gelassen worden ist. Und mit Recht! Denn solche Darstellungen haben wir ja zur Genüge, während eine Einführung in den Geist der Problematik des deutschen Idealismus von Kant bis Hegel ein seltenes, ein kühnes Unterfangen ist. Kroners Werk stellt einen solchen, ganz großen Wurf dar, ein Ganzes, das man staunend und ehrfurchtsvoll betrachtet, auch wenn man den Standpunkt des Verfassers etwa selbst nicht teilt.

Das Buch Kroners heißt zwar: „Von Kant bis Hegel", aber die Probleme sind geschaut von der Höhe der Hegelschen Logik und Phänomenologie aus! Das erschwert zwar manchmal die Lektüre für denjenigen, dem Hegel nicht so vertraut ist wie dem Verfasser, aber schließlich liegt ja der Hauptwert solcher Darstellungen darin, daß man aus ihnen etwas lernt, und gerade in dieser Hinsicht kann man Kroners Buch nur als musterhaft bezeichnen. Eine ruhige, vornehme Objektivität durchzieht das Ganze, eine stilistische wie sachliche Glätte und Klarheit, die dem Buche einen dauernden Wert sichert. Dem Verfasser schwebt sein Ziel stets deutlich vor Augen, nämlich: die Prinzipien des deutschen Idealismus nicht von irgendeinem systematischen Standpunkte aus zu kritisieren oder gar „abzuurteilen", sondern sie zum Verständnis zu bringen und in ihrer Entstehung auseinander zu begreifen. Der wissenschaftliche Geist beginnt heute wieder, sich mit fieberhafter Spannung auf die zentralen Probleme der Weltanschauung zu richten, denen er lange vorsichtig aus dem Wege gegangen ist; er fängt wieder an zu fordern, eine wissenschaftliche Lösung der metaphysischen Probleme ernsthaft zu suchen.

Der Verfasser hebt hervor, daß er von einer Darstellung wie derjenigen von Ernst Cassirer (Geschichte des Erkenntnisproblems. 3 Bände. 1920, Verlag Bruno Cassirer, Berlin) insofern abweicht, als er sich nicht, wie dieser auf den Boden der Philosophie Kants stellt, aber ebensowenig ist er, wie etwa Georg Lasson (s. seine wertvollen Einleitungen in der Hegel-Ausgabe der Philosophischen Bibliothek des Verlages Felix Meiner in Leipzig), ein unbedingter Anhänger Hegels, vielmehr soll dieses Buch Kroners dartun, daß gerade derjenige, welcher sich bemüht, die kritische Philosophie aus ihr selbst heraus zu verstehen, über sie hinaus- und fortgetrieben wird zu den Spekulationen der Nachfolger. Kroner wendet sich dabei gegen die übliche Auffassung der Hegelschen Lehre

als „Panlogismus“ (J. E. Erdmann) und betont deshalb stark statt des rationalistischen Charakters der Dialektik (wie es meist geschieht) ihren antirationalistischen Zug. Kroners Standpunkt ist dabei der, daß es einmal notwendig war, in systematischer Schärfe Hegels eigenste Tat, seine Logik, in ihrer Bedeutung für das Ganze seiner Gedanken darzulegen: denn, so meint er, wir haben heute viel von Hegel zu lernen, mögen wir nun Freunde oder Gegner seiner Lehre sein. Das Studium seiner Philosophie muß die hohe Schule werden, in der sich dem Geiste der wissenschaftliche Zugang zu den Problemen der Metaphysik erschließt, ist es doch die beste Tradition des europäischen Denkens überhaupt, die Hegel fortgesetzt hat; es sind die Motive der griechischen, der christlich-mittelalterlichen und der neuzeitlichen Metaphysik, die er wieder aufgenommen und mit denen des deutschen Idealismus zu einer Synthese verschmolzen hat, die wahrhaft klassisch zu nennen ist. Wenn freilich Kroner alsdann erklärt, daß die Intentionen Kants, Fichtes und Schellings in der Philosophie des Geistes, also bei Hegel, ihre höchste Verwirklichung finden (II, S. XIII), so zeigt sich in diesem Satze die überragende Schätzung Hegels durch den Verfasser. So kann es denn auch nicht ausbleiben, daß schon im ersten Bande in den „kritischen Betrachtungen“ der Standpunkt der Ich-Philosophie und der Hegelschen Logik scharf hervortritt, aber das ließ sich wohl kaum vermeiden, wenn das Werden der Probleme des deutschen Idealismus eben als eine innerlich notwendige Entwicklung gezeigt werden sollte.

Es kann nicht die Aufgabe einer Besprechung in dieser Zeitschrift sein, auf die Einzelheiten einzugehen, wozu man bei einer so weitschichtigen Untersuchung wie der Kronerschen ja auch sehr viel Raum beanspruchen müßte. Darum sei hier nur kurz der Gang der Darstellung angegeben. Im ersten Abschnitt wird die „Vernunftkritik“ einschließlich der „Kritik der Urteilskraft“ dargestellt, der zweite behandelt den Übergang zur Wissenschaftslehre (F. H. Jacobi; K. L. Reinhold; Salomon Maimon), der dritte die Wissenschaftslehre von 1794, im vierten wird die Darstellung von der Wissenschaftslehre bis zur Begründung der Naturphilosophie weitergeführt (Schellings Anfänge; Naturphilosophie und spekulativer Idealismus). Der fünfte Abschnitt (II. Band!) ist betitelt: Naturphilosophie und Identitätsphilosophie, der sechste: Vom Identitätssystem zur Philosophie des Geistes, der siebente: Grundzüge der Philosophie des Geistes, der achte stellt diese selbst dar.

Das Buch ist vom Verlage vortrefflich ausgestattet worden und kann auch in dieser Hinsicht nur empfohlen werden. Auf die Drucklegung ist die größte Sorgfalt verwandt, alle Zitate (nach den besten Ausgaben) sind vom Verfasser und seinen Freunden sorgfältig überprüft worden.

Artur Buchenau.

Karl Vorländer, Von Machiavelli bis Lenin. Neuzeitliche Staats- und Gesellschaftstheorien. Quelle und Meyer, Leipzig. 1926.

Der idealen Forderung des demokratischen Staates, daß auch das ganze Volk etwas von staatlichen Dingen verstehe, gilt es heute, auch bei uns sich mehr und mehr anzunähern. So ist eine ungeheure Erziehungsarbeit zu leisten. Und sie wird geleistet, praktisch durch die Tätigkeit in kleinsten und kleinen, schließlich großen und größten Verbänden (Familie, Vereine verschiedenster Art, Gemeinde, Kreis, Partei usw.), theoretisch durch die Fülle politisch belehrender Literatur, die auf dem Büchermarkt erscheint. Unter dieser Literatur nimmt das schöne Werk Vorländers „Von Machiavelli bis Lenin“ einen hervorragenden Platz ein. Vorländer, Honorarprofessor an der Universität Münster, ist Philosoph kantischer Richtung. Von Kants Ethik handelt schon die Doktor-

dissertation, auf Grund deren er s. Zt. bei Hermann Cohen in Marburg promovierte, und dem großen Königsberger ist er treu geblieben, hat ihm schon vor dem Kriege eine kurze, neuerdings eine ganz ausführliche zweibändige Biographie[1]) gewidmet, in der bekannten „philosophischen Bibliothek" seine Werke herausgegeben, und auch seine weitverbreiteten Bücher über Geschichte der Philosophie sind kantisch eingestellt.

Zwei Probleme aber hat der erstaunlich fleißige und produktive Gelehrte seit Jahrzehnten mit besonderem Eifer wieder und wieder erörtert: die Stellung unserer klassischen Dichter zur Philosophie ihrer Zeit und die Beziehungen der Philosophie zur Politik, besonders zum Sozialismus. Hierher gehört denn auch das vorliegende Werk, in dem wir in langer geschichtlicher Reihe Staats- und Gesellschaftstheorien verschiedenster Art an unserem Auge vorüberziehen sehen; von dem Machiavellismus des 16. Jahrhunderts über die liberalen, absolutistischen, demokratischen Lehren des 17. und 18. bis zu den konservativen und sozialistischen des 19. und 20. Es kam dem Verfasser darauf an, die Grundtypen in ihren großen historischen Vertretern möglichst klar und anschaulich zu schildern, und das ist ihm vorzüglich gelungen. Mit voller Gerechtigkeit werden auch die Männer beurteilt, die des Verfassers politische Gegenfüßler sind. Und welch ungeheurer Gegensatz gleich zwischen den beiden ersten Gestalten des Buches: Machiavelli, dem Urbild des Realpolitikers und Thomas More, dem Utopisten. Und so geht es über Bodin, Milton, Hugo Grotius zu Spinoza, Kant und Fichte. Auch die Staatsanschauungen unserer Klassiker Lessing, Herder, Goethe, Schiller werden in einem interessanten Kapitel behandelt; und schließlich kommen wir von Hegel zu Marx und Engels, die ausführlich, und zu den russischen Bolschewisten, die ganz kurz besprochen werden, weil sie eben Männer der Praxis, nicht staatsrechtlicher Theorien sind.

Das vortrefflich ausgestattete, mit 8 schönen Bildnissen gezierte Werk ist Ferdinand Tönnies, dem verdienten Soziologen, zum 70. Geburtstag gewidmet.

O. A. Ellissen.

Die Akademie. Herausgegeben von R. Hoffmann. Erlangen 1925.

Die mir vorliegenden Hefte (1 und 2) bringen in würdiger Ausstattung eine Reihe wertvoller Beiträge, die beides vereinen wollen, was sich oft so schlecht verträgt: wissenschaftliche Reflexion und lebendigen Gehalt. Das Interessante ist dabei sicher nicht zu kurz gekommen; ob sich aber ein so umfassendes Thema wie das von Lüpsen behandelte („Das systematische Grundproblem in Kants opus postumum") wirklich in ein derartiges Format pressen läßt, möchte sehr zu bezweifeln sein. Unter den Beiträgen älterer Autoren ragen besonders die Arbeiten von Groos (Psychol. Anmerkungen zu Kants Phänomenologie) und Driesch (Das Rationale und das Irrationale) hervor.

Die Skizze von Driesch wird dem Problem des Irrationalen allerdings nicht gerecht. Die vielleicht uns prätendierte Beziehung des „Irrationalen" zu unserem Wesen, zur Intuition und Unmittelbarkeit wird nicht einmal berührt. Daß es Unverstandenes und Unbegriffenes „gibt", daß unser ordnungsmonistisches Ideal unerfüllbar ist — dies alles ist ja sehr bedauerlich. Aber es ist nicht deshalb bedauerlich weil Rationalität den höchsten Wert darstellt, sondern weil selbst auf dem eigensten Territorium der Vernunft der Wert des Rationalen sich nicht durchsetzen kann. Die Rationalität zum höchsten Wert deklarieren, heißt „den" Wert oder auch „alle Werte" der Rationalität subsumieren: und dies scheint uns die Schranke der Philosophie Drieschs

[1]) Über die hier demnächst ein ausführliches Referat erscheinen wird! (Red.)

zu sein, über die sie niemals zu einer echten Glaubenslehre oder „Metaphysik" gelangen wird.

Gerhard Lehmann.

Religionsgeschichte und Pädagogik.

Bilderatlas zur Religionsgeschichte. Herausgegeben von Hans Haas. Leipzig. A. Deichert, Dr. Werner Scholl. 1924 ff.

Als eine vortreffliche Ergänzung zu dem seit 1922 in zweiter Auflage vorliegenden „Textbuch zur Religionsgeschichte" erscheint, herausgegeben von Prof. Hans Haas-Leipzig, seit 1924 der schon lange vorbereitete „Bilderatlas zur Religionsgeschichte".

Die 1. Lieferung behandelt die germanische Religion und ist von dem bekannten Germanisten Eugen Mogk verfaßt. Auf über einem halben Hundert sorgfältig ausgesuchter und systematisch geordneter Abbildungen werden zur Anschauung gebracht: Vorgeschichtliche Gräber (Totenkult): Anlage der Gräber, Beigaben in den Gräbern; magische Gegenstände und Zeichen (Donnerkeil, Hakenkreuz, Amulette, Phallusfiguren), Votivgaben, Kultwagen, Opferkessel, Opferstätten und Kultgebäude (Opfersteine, Tempelanlagen), Bauta- und Runensteine, Götterbilder und Göttersymbole (Mars, Thingsaltäre, Nehalenniabild), Szenen aus dem Götterleben, schriftliche Quellen: Runensteine mit Inschrift, Spange von Charnay, Inschrift der Nordendorfer Spange, Handschriftliche Aufzeichnungen. Den Schluß bildet eine Karte von Germanien zur Zeit des Tacitus. Knapp gefaßte Beischriften erklären die einzelnen Abbildungen. Die 2.—4. Lieferung des groß angelegten Gesamtwerks umfaßt die ägyptische Religion. Die gebotene Auswahl sucht das Weltbild, die einzelnen Göttergestalten, den Kult sowie den Totenglauben mit Einschluß der Osirissage in ihren grundlegenden Zügen anschaulich zu machen. Eine Einleitung verhilft in Verbindung mit den ausführlich gehaltenen, mit Zeit- und Literaturangaben versehenen Unterschriften auch dem dem Stoffe ferner Stehenden zu rechtem Verständnis der Bilder. Die Ausstattung ist der des ersten Heftes gegenüber in Papier und Druck erheblich verbessert. Das Ganze bietet ein unschätzbares Illustrationsmaterial zu jeder Religionsgeschichte dar.

Gustav Pfannmüller.

Felix Behrend, „Gegenstand und Umfang der Pädagogik". Verlag Ferdinand Hirt. Breslau 1925. 43 S. Br. M. 1.30.

Die kleine Schrift Behrends untersucht die Pädagogik nach Gegenstand und Umfang, wobei der Verfasser seinen Standpunkt, wonach die Pädagogik eine selbständige Wissenschaft ist, klar und anschaulich herausarbeitet. Als Gegenstand der Pädagogik ergibt sich ihm (S. 13): „Die geistige Einwirkung von Menschen auf andere Menschen zum Zweck der Formung des Menschen innerhalb einer durch die Bildungsgüter erzeugten geistigen Gemeinschaft". Ähnlich wie bei Görland erscheint auch bei ihm die Pädagogik als Gesellschaftswissenschaft oder Sozialwissenschaft. Man kann aus dem scharfsinnigen Büchlein zweifellos vieles lernen, wenn man auch selbst der Grundthese nicht beizustimmen vermag. — Auf einen bedauernswerten Druckfehler sei noch hingewiesen: S. 22 heißt es anstatt: „Platos Staat" „Platens Staat".

Artur Buchenau.

Kulturgeschichte.

Menschen, Völker, Zeiten. Eine Kulturgeschichte in Einzeldarstellungen. K. König, Wien/Lpz. 1925.

Bd. II. Ricarda Huch, Freiherr v. Stein, 142 S.

Bd. V. Albrecht Graf Montgelas, Abraham Lincoln, 181 S.

Ricarda Huch's Arbeit über den Reichsfreiherrn vom Stein, den immer noch kaum Gekannten, ist eine wissenschaftliche Leistung von hohem Range (selbstverständlich! —) und (ebenfalls selbstverständlich) ein wundervolles literarisches Kunstwerk. Was auch die Fachwissenschaft in Zukunft im einzelnen über den gesamten Fragenkomplex beizubringen hat, grundlegend ist diese zartsinnige und tiefgründige Untersuchung über die Stellung Steins innerhalb seiner Zeitverhältnisse, über seine außerordentlich bedeutungsvolle politische Wirksamkeit und seine Ideen, soweit sie fruchtbar und förderlich werden konnten, schließlich aber auch über diejenigen seiner Ziele, deren Verwirklichung — dies ist die Tragik des Menschen und Staatsmannes Stein — nicht nur an persönlich-zeitlichen Umständen, sondern an sachlich-objektiven Notwendigkeiten scheiterte. — Ganz besonders großartig ist das vergleichende Kapitel über „Stein, Napoleon und Bismarck". — Hingewiesen sei an dieser Stelle auch auf die soeben erschienene Neuausgabe von Ernst Moritz Arndt „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein", herausgegeben und prachtvoll eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 8 Abb. 265 S. Verlag Grethlein & Co., Leipzig und Zürich. 1925. —

Das Buch des Grafen Albrecht Montgelas über Abraham Lincoln, den Märtyrer-Präsidenten der Vereinigten Staaten, dem das amerikanische Volk „die Erhaltung seiner Einheit und damit schließlich seine heutige Machtstellung in der Welt verdankt", gehört wie das vorige zu den Werken, die man nicht aus der Hand gibt, ehe man auch die letzte Seite gelesen hat. Diese eindrucksvolle, vornehm geschriebene Geschichte eines großartigen Menschen, eines Politikers höchsten Ranges und zugleich der durch ihn gemeisterten Schicksalsepoche seiner Nation ist nicht nur deshalb bedeutsam, weil sie uns in glänzender Form umfassende Kenntnis über wichtige historische Ereignisse in einem fremden Lande vermittelt. Die durch Lincolns Persönlichkeit und Leistung gegebene, von Montgelas erschlossene „Lehre in politischer Führerschaft" betrifft uns Deutsche unmittelbar hinsichtlich der Lösung mancher gegenwärtigen, uns durch die demokratische Staatsform gestellten Aufgaben und der staatspolitischen Erziehung der jungen Generation. —

Auf die Fortführung des bisher sich überwiegend bedeutungsvoll erweisenden Unternehmens dieser Sammlung darf man gespannt sein. Eva Wernick.

Ernest Lavisse, Die Jugend Friedrichs des Großen bis zur Thronbesteigung. (1712 bis 1740). Eingel. v. G. B. Volz, deutsch v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Mit 12 Lichtdrucktafeln nach zeitgenössischen Bildern. Verlag Reimar Hobbing, Berlin. 1919—1925. Zwei Teile, 238 S. u. 170 S. in einem Bande. Preis Leinen M. 15.—, Halbleder M. 21.—.

Der französische Historiker Lavisse gibt hier eine in mannigfacher Beziehung hochinteressante, sehr geistvoll und fesselnd geschriebene Schilderung der Kinderzeit und der Entwicklung Friedrichs im Rahmen seiner verschiedenen Lebenskreise bis zum Antritt der Regierung. Ein Werk, das wie dieses sich ausschließlich und ganz ausführlich mit dem Phänomen „der junge Friedrich" beschäftigt und in eingehenden psychologischen Analysen und Milieustudien, gestützt auf zum Teil noch nicht verwertete Quellen, verständlich machen

will, wie aus dem jugendlich weichen Schöngeist der große König wurde, besitzen wir noch nicht. Es verdient das lebhafte Interesse eines jeden Friedrich-Verehrers.

Über die wesentlichen Besonderheiten — im positiven und negativen Sinne — in der Einstellung des franz. Forschers und über die verschiedentlich bedingten notwendigen Abweichungen der deutschen Auffassung hinsichtlich des gesamten historischen und psychologischen Tatsachenkomplexes gibt die Einführung des Friedrich-Spezialisten Prof. Volz genügenden Aufschluß.

Wenn auch eine Reihe von Vorbehalten dem Werke gegenüber zu machen sind, so muß doch anerkannt werden, daß es zu den großartigsten Leistungen der Friedrich-Literatur gehört, und daß die Lektüre des vorzüglich ausgestatteten Buches auch dem in einigem Betracht anders Eingestellten reichen Gewinn bietet.

Eva Wernick.

Literatur und Kunst.

P. Kluckhohn: Die deutsche Romantik. Bielefeld u. Leipzig 1924. Velhagen u. Klasing. 286 S.

Wolfg. Stammler: Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. (Jedermanns Bücherei) Breslau 1924. Ferd. Hirt. 144 S.

Kluckhohns Darstellung der deutschen Romantik bringt nicht wesentlich neue Gesichtspunkte, aber sie ist klar und geschmackvoll geschrieben und wird in erster Linie als Einführung gute Dienste leisten. Setzt also der Verf. kaum spezielle Vorkenntnisse voraus, so fordert er doch vom Leser eigenes Mitgehen. Auch Malerei und Musik werden in den Kreis der Betrachtung miteinbezogen; eine Anzahl guter Bilder beleben den Text. Ferner sei noch hervorgehoben, daß Kluckhohn durch häufige Hinweise (Angabe der Seitenzahlen) auf zusammengehörende, bzw. ergänzende Stellen die gründliche Durcharbeitung des Stoffes beträchtlich erleichtert. — Bedeutend höhere Ansprüche stellt Stammler in seiner „Deutschen Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart" an den Leser. Auf knappstem Raume gelingt ihm eine wissenschaftlich gut fundierte, anregende Darstellung unserer neuen und neuesten Literatur. Der Verf. sucht sich des reichen Stoffes von innen her zu bemächtigen; er vermeidet so fast durchweg die Gefahr, sich in Einzelheiten zu verlieren. Übrigens gibt St. ohne weiteres zu, daß „jede derartige Gesamtdarstellung konstruieren" müsse; noch dazu eine so gedrängte! Es kann also gar nicht ausbleiben, daß man Einzelnes anders wünscht, ohne daß dem Wert des Ganzen dadurch Abbruch geschieht. — Anders steht es dagegen mit gelegentlichen stilistischen Oberflächlichkeiten, die man gern beseitigt sähe. (Etwa: „... Aber damit war es nichts; und man erkennt wieder einmal, wie eines Volkes geistiger Hochstand nicht vom politischen abhängt" (S. 9); „Dem großen Heiden Goethe" (S. 108) begegnet man auch nicht allzu gern!) — Der Verf. verfügt über ein auffallendes Geschick, den Dichter, ohne ihn weitläufig zu zitieren, Entscheidendes selbst sagen zu lassen; durch diesen oft und immer glücklich angewandten Kunstgriff gewinnt die Darstellung noch an Farbe und Leben. Ein sorgfältig gearbeitetes Register, die Beifügung von Zeittafel, Literaturübersicht und von guten Dichterbildnissen machen das kleine Buch auch zum Nachschlagewerk sehr geeignet.

Dr. Hilde Wahn.

Ph. Witkop: Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche. I. Bd.: Von Luther bis Hölderlin. 3. veränd. Aufl. Lpz. 1925, B. G. Teubner. 306 S. Gbd. M. 10.—

Die erste, 1910 erschienene Auflage des Witkopschen Werkes trug den Titel „Die

Neuere deutsche Lyrik". Es ist bedeutsam, daß sich der Verf. zu dieser Änderung des Titels entschlossen hat; denn der Haupteinwand, den man gegen seine Arbeit erhob, war der, Witkop gäbe Dichter- und nicht Dichtungsgeschichte, d. h. er vernachlässige über der Herausarbeitung der einzelnen Dichterpersönlichkeiten die großen Zusammenhänge. Diesem Vorwurf begegnet der Verf. jetzt von vornherein durch seine Titelfassung. Außerdem bekennt er sich, deutlicher als vorher, mit Nachdruck zu seinem Programm: „die Geschichte der deutschen Lyrik von Luther bis Nietzsche hat (also), ihrer inneren Form nach, das Erwachen, Ringen und Sich-Wandeln der freien, selbstbestimmten Persönlichkeit in Deutschland darzustellen". — Die in der 1. Aufl. etwa 30 Seiten umfassenden einleitenden Kapitel sind stark zusammengeschmolzen und vor allem von der allzu reichen Zitatenfülle befreit. Luther und Gerhardt, Friedrich Spee, Angelus Silesius und J. P. Hebel werden jetzt besondere Kapitel gewidmet.

Außer sprachlicher Durchfeilung erkennt man überall Witkops Bemühn, möglichst charakteristische Proben der Dichter zu geben, sie überhaupt noch mehr zu Worte kommen zu lassen; auf diese Weise gewinnt z. B. das Brockes-Kapitel noch an Plastik und Leben. Angaben über äußere Lebensdaten werden hier und da gekürzt, das Streben nach Konzentration macht sich in jeder Beziehung geltend. Ihr opfert der Verf. z. B. im Goethe-Kapitel manchen feinsinnigen kleinen Exkurs. Und doch gewinnt die Gesamtdarstellung entschieden durch diese Selbstbeschränkung.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß sechs gute Porträtwiedergaben die neue Auflage des Witkopschen Werkes schmücken. Dr. Hilde Wahn.

„Goethes Tagebuch der italienischen Reise", mit einem Nachwort und Anmerkungen herausgegeben von Heinrich Schmidt, Jena. Alfred Kröner Verlag. Leipzig 1925. 184 S. Ganzlein. geb. M. 2.50.

In der Sammlung der Krönerschen Taschenausgaben ist soeben als Band 45 Goethes Tagebuch der italienischen Reise erschienen, das der Herausgeber mit gut orientierenden Anmerkungen und mit sorgfältigem Register versehen hat. Die Ausgabe ist mit einem Bildnis von Goethe aus dem Jahre 1787 und anderen Abbildungen geschmückt. Für Schulzwecke und für den Privatgebrauch ist diese Ausgabe recht geeignet.

Artur Buchenau.

Oscar A. H. Schmitz, I. „Die Geister des Hauses", Jugenderinnerungen. Georg Müller. München 1925. 359 S. II. „Dämon Welt", Jahre der Entwicklung. Ebenda 1926. 368 S.

Der bekannte Essayist Oscar A. H. Schmitz schildert hier sein Leben in feinsinniger und die Zeit gut charakterisierender Art. Für den Kenner seiner Schriften bieten diese beiden Bände wertvolle Ergänzungen, für den Psychologen manche scharfsinnige Bemerkung, für den Literaturhistoriker interessante Hinweise auf Literaturgrößen, mit denen der Verfasser zusammengetroffen ist. Nicht nur sachlich, sondern auch stilistisch durchzieht diese Schriften ein eigentümlicher Reiz, der sie als vortreffliche Vertreter dieser Gattung erscheinen läßt. Schmitz ist aus einer halb arischen, halb jüdischen Familie entsprungen und in Süd-West-Deutschland aufgewachsen, hat daher sehr viel Verständnis für die alte rheinische Kultur. Artur Buchenau.

Paul Gurk, „Meister Eckehart" (Roman). Verlag Friedr. Lintz. Trier 1925. 230 S. Preis Ganzlein. M. 6.50.

Gurk versucht in diesem Roman einen „Mythos Eckehart" zu schaffen, mit wenigen und starken Zügen die letzten Wesens- und Wertgründe dieser Persönlichkeit und ihres

Schicksals sinnfällig zu machen. Und dies so, daß an dem künstlerisch gestalteten Bilde des Meisters deutscher Mystik in der Zeit seiner letzten inneren und äußeren Krisis auch das Individuum- und Welt-übergreifende Sinnbildliche und Sinnhafte dieses besonderen Menschseins und seiner geistig-religiösen Leistung offenbar wird; daß dieses weltverhaftet Vergängliche sich als Gleichnis eines weltüberlegen Unvergänglichen, dieses Sinnlich-Einmalige sich als Erscheinung, Bürge und Mittler eines Übersinnlich-Zeitlosen erweist. Gurk will, wenn ich ihn recht verstehe, mit seiner künstlerischen Formung und Stilisierung auch nicht nur das individuelle, auf eine höchsteigene Weise Gott-verbundene Menschtum Eckeharts in seiner Reinheit transparent machen. Er bemüht sich zu verdeutlichen, wie auch die Gestalt dieses großartig und unantastbar Frommen, dieses überlegenen Bemeisterers der Seelen in ihrer Selbstentfaltung und in ihrem schöpferischen Wege durch die Welt dem allgemeinen Fatum der Ausgezeichnet-Gezeichneten anheimgegeben ist. Wie auch er in Einsamkeit und Seelenqual, in Ringen und Entsagung, in Feindschaft auch und schließlich in Opferung der ewig tragischen, notwendig verhängnisvollen Schicksalbestimmtheit aller großen Künder oder Vollbringer untersteht, die zu jeder Zeit die Gnade der Erwähltheit und ihre dem Rufe der Sendung gemäße Leistung mit der Kreuzigung bezahlen müssen. Wie also auch dieser ganz Einzelne und Höchstbesondere, dieser Fremdling auf Erden, der seinem So-sein nach nicht seinesgleichen hat, dennoch einer Gemeinschaft zugehört, und zwar der erlesensten und edelsten in dieser Welt überhaupt.

Wenn nun auch in diesem Buche die spezifisch Eckehartische Geistigkeit und Religiosität nicht bis zu ihrer letzten Tiefe ergriffen ist (dies dürfte in einer künstlerischen Darstellung überhaupt nicht gelingen) und hier und da Einzelheiten auch nicht immer ins Rechte treffen, so hat das Werk doch seine ganz unzweifelhaften Werte, namentlich in künstlerischer und psychologischer, [illegible] psychologischer Hinsicht, aber auch auf jener gedanklichen und ethischen Seite. In den groß gesehenen und prägnant komponierten Szenen (am stärksten erscheinen mir: Eckehart am Sterbebett von Balthasar Lengel und die nächtlichen Unterredung E.'s mit seinem größten Gegenspieler, Meister Guardian) sind in einer seltsamen und sehr anziehenden Weise dramatische Spannung und Bewegtheit mit psychologischer Vielfältigkeit und Subtilität einerseits und mit metaphysischem Tiefsinn und religiöser Weisheit andererseits vereint. Es ist ein bezwingendes Buch, dessen Lektüre keineswegs nur ein ästhetischer Genuß ist.

Eva Wernick.

„Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten". Gesammelt, übertragen und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier. (Sammlung „Der Dom". Bücher deutscher Mystik.) Insel-Verlag, Leipzig 1925. 397 S. Preis Halblein. M. 9.—, Halbperg. M. 11.—.

Diese herrliche Sammlung köstlicher und ergreifender Zeugnisse deutscher Religiosität, in der edlen Ausstattung der „Dom"-Bücher, ist über jede Empfehlung erhaben. Sie bietet eine sehr sachkundig angelegte Auswahl der wertvollsten und kennzeichnendsten mystischen Dichtungen von der Zeit Hildegards von Bingen (1098—1179) bis zur Romantik, in denen in den verschiedensten Formen ein und dasselbe besondere Grunderlebnis der von einer spezifisch gestimmten Frömmigkeit erfüllten Seele, ein und dasselbe Grundverhältnis des derart religiös bestimmten Menschen zu Gott und Welt Aussage und Gestaltung zu gewinnen sucht.

In der gedanklich und sprachlich gleich wundervollen Einführung, mit der Schulze-Maizier in knappstem Rahmen in einer Bewunderung erzwingenden Weise Aufschluß gibt

über Wesen und Entfaltung der deutschen mystischen Religiosität, charakterisiert er seine Sammlung selbst am besten: „Bald im Herzenston altkatholischer Frömmigkeit, bald im Schmelz und Wohlklang mittelhochdeutschen Minnesangs, in den zeitlos einsamen Lauten entrückter Grübler wie in der naiven Drastik derber, volksliedhafter Strophen, im geistlichen Schäferkostüm christusbrünstiger Jesuiten wie im überinnigen Sichhingeben gottestrunkener Pietisten, im kühnen Linienwurf und leuchtendem Farbenprunk des Barock wie im gärenden Wogen und Wallen des Sturm und Drang, in der sibyllinischen Schau echter Seher wie im verzückten Rasen schwärmender Phantasten, in allen Tönen vom triumphierenden Fortissimo bis zum stillen Andante wird hier um Ausdruck gerungen für das Tiefste, für das Unsagbarste und Ungeheuerste, das der menschlichen Seele widerfahren kann: ihre Verschmelzung mit dem schöpferischen Wesenskern und göttlichen Urgrund." (S. 6.)

Eva Wernick.

Neue Jean-Paul-Ausgaben. Am 14. November 1925 feierte das deutsche Volk den hundertsten Todestag Jean Pauls. Einstmals hochberühmt und von manchen geradezu vergöttert, fiel er bald einer unverdienten Vergessenheit anheim. Heute aber beginnt man wiederum sich des Dichters zu erinnern, der einst in der Zeit der Napoleonischen Kriege ein Prophet und Tröster seines Volkes war und der uns auch jetzt wiederum aus dem reichen Schatze seiner Werke Trost und Stärkung bieten kann.

Viele, die sich gerne in Jean Paul vertiefen möchten, werden aber durch die Form seiner Darbietungen abgeschreckt, die oft an zu großer Weitschweifigkeit und Sentimentalität leiden. Da ist es ein großes Verdienst des bekannten Jean-Paul-Forschers Dr. Josef Müller, dem wir auch eine Gesamtwürdigung des Dichters verdanken, daß er im Verlag von Albert Langen in München eine gekürzte Gesamtausgabe der poetischen Werke Jean Pauls veranstaltet hat. Den seitherigen teuren und doch unzulänglichen Ausgaben gegenüber gibt er eine billige, chronologisch die scharf getrennten Phasen des Dichters aufzeigende Volksausgabe, die mit feinem Takt alles bringt, was bei Jean Paul unvergänglich und genial ist, dagegen langweilige sentimentale Ergüsse und das Gestrüpp satirischer Witzjagden, welche so sehr im Genießen seiner Werke stören, wegläßt. In vier Bänden mit etwa 4500 Seiten wird so die Quintessenz dieses deutschesten aller deutschen Dichter geboten. An den beibehaltenen Partien ist nichts geändert; nur das Veraltete, Ungenießbare, das theoretisch Abstrakte ist abgefallen und der klare Fluß der Erzählung nicht mehr vom Gestrüpp der Extrablätter gehemmt. Dadurch ist Platz gewonnen, auf dem vieles bisher Unbeachtete aus der Jugendzeit, z. B. „Die Blüten des Andachtsbüchleins", „Humoristische Aufsätze und Tageblätter" ins Gedächtnis gebracht werden konnte. Auch wertvolle Einleitungen und Erklärungen sowie bibliographische Notizen sind angefügt. Die Ausstattung der Ausgabe ist, wie man das ja von dem Verlag Albert Langen nicht anders gewöhnt ist, von vorbildlicher Schönheit.

Eine bescheidenere, aber ebenfalls sehr sorgfältig zusammengestellte Auswahl von Jean Pauls Werken in drei Bänden bietet der Verlag von Otto Hendel (Hermann Hillger) in Berlin. Er eröffnet damit die Reihe seiner „Dürerbund-Klassiker". Auch hier sind die teilweise in großer Breite abgefaßten Hauptwerke des Dichters durchgekürzt. Abschweifungen, barocke Auswüchse und Seltsamkeiten sind behutsam beseitigt, so daß der unvergängliche Kern und Sinn um so leuchtender hervortritt. Die Ausgabe enthält Jean Pauls bedeutendsten und berühmtesten Roman, den „Titan";

sie enthält den lebendigsten und gelesensten seiner Romane „Siebenkäs". Daneben ist das novellistische Werk des Dichters vertreten. Reichliche Proben geben ein Bild des großen Philosophen: Teile der Ästhetik und Pädagogik und eine wohlerwogene Sammlung von Aufsätzen und Aphorismen. Die Ausgabe ist auch mit einer biographisch-monographischen Gesamteinleitung, mit Sondereinleitungen versehen und enthält endlich als reizvolle Beigabe für die Freunde des Dichters dessen behagliche Selbstbiographie.

Gustav Pfannmüller.

Edlef Köppen: Der Bericht. Dritter Druck der Presse Oda Weitbrecht, Potsdam.
Der vorliegende Druck bedeutet einen wesentlichen Fortschritt gegenüber seinen Vorgängern, der Ausgabe der Kleistbriefe und der Übertragung des Heraklit. Titelzeichnung, Druckanordnung und Papier sind sorgfältig aufeinander abgestimmt und durch die Wahl der Type, der eigenartig prägnanten Mendelssohn-Antiqua, die bisher noch kaum Verwendung gefunden hat, ist die Form dem Inhalt möglichst angepaßt. Der Bericht: Die Selbstbesinnung eines Lebens, das noch einmal anhält, ehe es den Weg zu seiner Höhe nimmt. Tage und Taten der Seele im strengen Chronikstil mit bewußtem Verzicht auf äußerliche Wirkungen. Die Worte sind fast ohne jede Farbigkeit, doch sehr durchsichtig — hart doch sehr klingend und wahr bis zur Unpersönlichkeit. Und gerade darum wirkt dieses Leben so überzeugend.

S.-E.

Gesellschaftsnachrichten.

Vorträge der Comenius-Gesellschaft.

4. Vortrag. Am 26. Januar 1926 sprach im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Potsdamerstr., der durch seine vielseitige soziale Wirksamkeit weit über die Grenzen Groß-Berlins bekannte frühere Hofgerichtsprediger und Strafanstaltsoberpfarrer Ernst Diestel über seine Erlebnisse aus einem Vierteljahrhundert im Untersuchungsgefängnis von Berlin". Die frische, lebendige Darstellung des unermüdlichen Mannes gab den zahlreichen Hörern einen die Gemüter bewegenden Einblick in ein an Mühen und Sorgen, aber auch an inneren und äußeren Erfolgen reiches Leben, das aus überzeugter, über alle „Dogmatik" hinausgewachsener Tat-Christlichkeit und freudiger Herzenfrömmigkeit dem schweren und opfervollen Dienste für die Anderen, namentlich für die sozial Gefährdeten und „Verlorenen" gewidmet ist. — Den Ausführungen schloß sich eine lebhafte Diskussion an, in der die vorwiegend praktisch-kasuistischen Darlegungen des Vortrags durch Berichte anderer Praktiker der sozialen Fürsorge eine Erweiterung und durch die prinzipiell-ethischen und sozialphilosophischen Erörterungen insbesondere der Herren Dr. Artur Buchenau und Dr. Arnold Reimann eine ausgezeichnete theoretische Ergänzung erfuhren.

Der Vortrag ist in erweiterter Form allgemein zugängig in der soeben erschienenen Schrift: Ernst Diestel „Erlebnisse..." (wie oben) Verlag Liebheit und Thiesend, Berlin 1926. 111 S. Preis M. 4.50.

Eva Wernick.

5. Vortrag: Am 23. Februar 26 sprach in der Universität Eva Wernick über „Die Religiosität des Stundenbuches von Rilke". Von einem Bericht darüber können wir an dieser Stelle absehen, da der Vortrag in nächster Zeit als erstes Heft der Neuen Folge von Beiheften unserer Zeitschrift (Beiträge zur deutschen Geistes-

geschichte und Kultur) im Verlage Walter de Gruyter, Berlin, erscheinen und allen Mitgliedern der Gesellschaft kostenlos zugesandt wird. —

Ferner kündigen wir hiermit den 6. Vortrag unserer Gesellschaft an: Am 17. März 1926 abends 8 Uhr wird Herr Studienrat Dr. Erich L. Schmidt in der Universität, Hörsaal 70 (Erdgeschoß links) über

„Stefan George und die symbolische Bedeutung seiner Werke“

sprechen, und wir bitten unsere Mitglieder, auch diesem Vortrage das bisher unseren Veranstaltungen erfreulicherweise so rege erwiesene Interesse entgegenzubringen.

Neue Spender-Liste der Comenius-Gesellschaft.

Wir haben die große Freude mitteilen zu können, daß unser Mitgliederkreis in der letzten Zeit beträchtlich gewachsen ist. Alle neuen Freunde begrüßen wir auch hier auf das herzlichste und bitten sie um ihre Mitarbeit.

Mit ganz besonderer Dankbarkeit berichten wir ferner, daß uns die Freude und die Ehre zuteil geworden ist, unsere Arbeit durch eine ebenso großzügige wie tatkräftige Hilfeleistung langjähriger und schon vielfach bewährter Förderer unserer Gesellschaft unterstützt zu sehen. Zur Eröffnung einer Neuen Spender-Liste der Comenius-Gesellschaft sind uns bisher zugegangen:

1. von Herrn Senator Kommerzienrat Fritz Beindorff, Hannover, Podbielskistr. 292 — M. 200.—
2. von der Großen Loge von Preußen gen. zur „Freundschaft“, Berlin, NW 7, Dorotheenstr. 21 — M. 300.—
3. von der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland, Berlin W 30, Eisenacherstr. 12 — M. 200.—

Insgesamt M. 700.—

Wir danken den genannten Spendern hiermit nochmals auf das wärmste und geben der Hoffnung Ausdruck, diese neue Liste baldigst fortführen zu können.

Der Vorstand der Comenius-Gesellschaft:
Dr. Artur Buchenau,
1. Vorsitzender.

Bücheranzeigen.

Nur von uns selbst angeforderte Rezensionsexemplare verpflichten wir uns zu besprechen; die übrigen werden hier, unter Vorbehalt späterer Besprechungen, mit vollem Titel aufgeführt. Rücksendung kann nicht erfolgen.

Hamsun, Knut, Das letzte Kapitel. 2 Bde., Bd. I. 310 S. Bd. II. 324 S. 1/1 Lei. Grethlein u. Co., Leipzig und Zürich 1924.

Harich, Walther, Jean Paul. Geh. 15.— M., geb. 18.50 M. 857 S. H. Haessel-Verlag, Leipzig 1925.

Hasenclever, Ludwig, Immanuel Kant (Auswahl). (Slg. Dreiturmbücherei, Bd. 1.) Geb. 1.60 M. 83 S. Verlag R. Oldenbourg, München 1925.

Hattingberg, Dr. med. et jur. **Hans von,** Der nervöse Mensch. Bd. I: Ist Nervosität eine Krankheit. 73 S. Bd. II: Der seelische Hintergrund der Nervosität. 45 S. Bd. III: Anlage und Umwelt. 62 S. Pro Bd. 1.50 M. Verlag Niels Kampmann, Celle 1924.

Heiler, Friedrich, Katholischer und evangelischer Gottesdienst. Br. 1.60 M. 72 S. Ernst Reinhardt, München 1925[2].

Heinrich, Karl Borromäus, Kasimir, Novelle. Geh. 2.40 M., $1/1$ Lei. 3.60 M. 161 S. Orplid-Verlag, M.-Gladbach 1925.

Helmolt, Hans F., Friedrich der Große und sein Preußen. (A. d. Slg. Menschen, Völker, Zeiten, herausgeg. v. Kemmerich. Bd. VII.) $1/1$ Lei. 4.80 M. 217 S. Verlag Karl König, Wien I, Fischerstiege 6.

Herold, Eduard, Jean Paul im Spiegel seiner Heimat. (Festgabe zum 100. Todestag d. Dichters.) Geb. 2.50 M. 95 S. Verlag R. Oldenbourg, München 1925.

Hoffmann, Albrecht, Der hochgemute Mensch. Geb. 9.— M., 352 S. Verlag H. A. Wiechmann, München 1925.

Hoffmann, Rolf, Die Akademie, 4. Heft. 184 S. Verlag der Philosophischen Akademie, Erlangen 1925.

Holz, Arno, Neun Liebesgedichte. 42 S. 6. Jahresgabe der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei f. d. Jahr 1924, Leipzig 1925.

Hornesser, Ernst, Die klassische Bildung als allgemeine Volksbildung. Vortrag, gehalten auf der 55. Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner i. Erlangen. Br. 1.— M. 20 S. Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen 1925.

Houben, H. H., Gespräche mit Heine. Geb. 15.— M. 1071 S. Verlag Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 1926.

Huch, Ricarda, Der wiederkehrende Christus. Erzählung. Lei. geb. 7.— M. 253 S. Insel-Verlag, Leipzig 1926.

Joerden, Dr. **Rudi**, Das Problem der Konzentration der deutschen Bildung. Göttinger Studien zur Pädagogik. 4. Heft. Br. 2.80 M. 80 S. Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1925.

Jungbluth, Dr. **Franz A.**, Mathematischer Arbeitsunterricht u. a. Slg. Handbuch des Arbeitsunterrichts für höhere Schulen, herausgeg. v. Fr. A. Jungbluth. Heft 8. Geh. 3.60 M. 95 S. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925.

Justi, Carl, Briefe aus Italien. 2. ergänzte Aufl. $1/1$ Lei. 9.— M. 293 S. Verlag von Friedrich Cohen, Bonn 1925.

Kaltneker, Hans, Dichtungen und Dramen, herausgeg. v. Paul Zsolnay, eingel. v. Felix Salten. Preis nicht mitgeteilt. 371 S. Paul Zsolnay-Verlag, Berlin, Wien, Leipzig 1925.

Kampffmeyer, Paul, Deutsches Staatsleben vor 1789. Geb. 5.50 M. 224 S. J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin 1925.

Karlinger, Hans, Die deutschen Alpen. Über 100 Abbild. (Slg. Vaterland.) Br. 3.50 M., geb. 4.80 M. 96 S. Einhorn-Verlag, Dachau bei München 1925.

Katz, David und Rosa, Die Erziehung im vorschulpflichtigen Alter. (Slg. Wissenschaft und Bildung Nr. 217.) Geb. 1.80 M. 133 S. 15 Textabbild. Verlag Quelle & Meyer, Leipzig 1925.

Kaul, Dr. **Oskar**, Von deutscher Tonkunst. Slg. Dreiturmbücherei Bd. 2. Geb. 1.60 M. 88 S. Verlag R. Oldenbourg, München 1925.

Kawerau, Dr. **Siegfried**, Die ewige Revolution. Br. 10.50 M., geb. 12.50 M. 562 S. C. A. Schwetschke u. Sohn, Verlag, Berlin 1925.

Kesseler, Lic. Dr. **Kurt**, Pädagogische Charakterköpfe. Br. 4.80 M., geb. 5.40 M. 198 S. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1925.

Kierkegaard, Sören, Philosophische Brocken. Abschließende unwissenschaftliche Nachschrift. II Teile. Br. 16.— M., $1/1$ Lei. 21.— M. I. Teil: 342 S., II. Teil: 295 S., 3. u. 4. Tausend. Eugen Diederichs, Jena 1925.

Kießling, Dr. **Arthur**, Die Bedingungen der Fehlsamkeit. Br. 2.40 M. 70 S. Julius Klinkhardt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Kindermann, Carl, Die Jugendbildnerei. Bd. 1: Die Richtkräfte. $1/1$ Lei. 7.80 M. 229 S. Julius Klinkhardt, Leipzig 1925.

Kliemann, Horst, Der Kaufmannsgeist in literarischen Zeugnissen. (Slg. Dreiturmbücherei Bd. 4.) Geb. 1.60 M. 78 S. R. Oldenbourg, München 1925.

Kluckhohn, Paul, Persönlichkeit und Gemeinschaft. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgeg. von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker. Buchreihe 5. Band. Br. 6.— M., für Abonnenten der Vierteljahrsschrift 4.80 M., geb. 7.50 M., für Abonnenten der Vierteljahrsschrift 6.— M. 110 S. Max Niemeyer-Verlag, Halle a. S. 1925.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26
Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10.

Fortsetzung von Seite 2 des Umschlags